

Tod im Kontinuum

Nach dem Sterben ist vor dem Sterben

Danksagung

An *Tod im Kontinuum* habe ich knapp zwei Jahre gearbeitet; ungefähr ein Jahr länger als geplant. Während dieser Zeit haben mich meine Familie und meine Freunde immer wieder – unendlich – unterstützt und motiviert.

Im Besonderen möchte ich mich bei den folgenden Personen bedanken, ohne deren ganz unterschiedliche Art der Unterstützung *Tod im Kontinuum* in dieser Form niemals das Licht der Welt erblickt hätte.

Bei meiner Frau **Annette** und meiner Tochter **Elisabeth**, für die Liebe und das Verständnis für mein Hobby; bei **Tony**, für die Freundschaft und die Motivation; bei **Dirk Hanemann** und **Tillman Suhr**, für das Coaching im Bereich Marketing und Design

Edgar Achenbach

Tod im Kontinuum

Nach dem Sterben ist vor dem Sterben

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2015 Edgar Achenbach

Cover: Edgar Achenbach

Für das Cover verwendete Grafiken:

Vampire and his victim

© Demian - Fotolia.com (Bild Nr. 58768457)

Abstract wallpaper, red, chaos

© ferkelraggae - Fotolia.com (Bild Nr. 24292842)

Bullets collision

© Dvarg - Fotolia.com (Bild Nr. 79549429)

Jumping cheerleader girl isolated on white

© Jana Guothova - Mostphotos.com (Item #3284678)

Herstellung und Verlag:

BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN 978-3-7386-5292-5

TEIL I

»SIE«

SCHULD

....

7. September 2015

»Entschuldigung? Dürfte ich bitte einmal auf die Toilette gehen?«

»Aber ja! Natürlich. Nur zu!«, antwortete Trance. Dann zeigte er mit einer schwungvoll einladenden Geste zur Tür und trat locker grinsend zur Seite. »Aber komm wieder. Okay!«, ergänzte er und zwinkerte mir zu.

Ich nickte, schob meinen Stuhl nach hinten und stützte mich mit den Handflächen auf der Tischplatte ab, um mit einem ›Vielen Dank‹ auf den Lippen aufzustehen.

Ohne seinen Blick von mir abzuwenden und ohne irgendeine Vorwarnung ließ Trance seinen rechten Arm nach oben fahren, presste die Mündung seiner Pistole an Sarahs Stirn und drückte ab. Einfach so. Mit einem stolzen Triumph in seinen Gesichtszügen, der schnell blankem Zorn wich.

»Was? Waaas! Was genau hast du dumme Kuh denn hier nicht kapiert? Häh?«, schrie er mich an. »Was ist denn an ›*Es wird hier niemandem etwas passieren, wenn ihr alle die Klappe haltet!*‹ so schwer zu verstehen? Oder liegt die Sache bei dir anders? Fehlt dir einfach nur der nötige Respekt vor mir und meinen Jungs? Denkst du Schlampe etwa, wir kommen hier nur mal so zum Spaß in eure bescheuerte Klasse und wollen einen auf Sachkunde machen und euch mal unsere peng peng Ballermänner in Aktion zeigen und– ... ach nee, weißt du

was? Das ist doch alles scheißegal. Bekomm du Miststück einfach nur in deine ignorante Birne, dass du die Brillenschlange da auf dem Gewissen hast. Ja! Na klar! Was schaust du so? Der Dreck hier ist doch nicht meine Schuld. Der ist deine! So isses! Hättest du dein Maul nicht aufgemacht, dann wäre sie noch am Leben. Aber nein. Du musstest uns ja alle nerven. Du musstest mich ja provozieren. Also klebt das Hirn der Schnalle jetzt da hinten an der Wand. Das ist deine Schuld. Das hast du angerichtet. Mann, was bist du nur für eine egoistische Fotze. Aber gut. Ich gebe dir noch eine Chance. Sieh jetzt mal ganz schnell zu, dass du die Sache wieder gutmachst. Geh nach vorne, hol einen Lappen, mach ihn schön nass und wisch die Sauerei weg, bevor sie anfängt zu stinken. Sonst müssen die Leute hier drin nämlich gleich kotzen und das mag ich nicht.«

Nichts, aber auch wirklich gar nichts mehr in meiner Wahrnehmung funktionierte noch richtig. Das bisschen, das ich von Trances Gebrüll verstand, verwandelte sich in ein übersteuertes Klirren. Es stach in mein Trommelfell ein. Es paralyisierte mich. Ich konnte mich nicht mehr bewegen. Ich konnte mich keinen Millimeter mehr bewegen. Ich sah nur noch Sarahs Augen vor mir, die in den letzten zwei Millisekunden ihres Lebens wohl verstanden hatten, was gleich passieren würde.

»Was raffst du Dreckstück denn jetzt schon wieder nicht?«, ging das Geschrei weiter. »Hab ich mich nicht klar genug ausgedrückt oder was? Also los! Setz dich in Bewegung! Nerv mich ja nicht weiter, sonst schlag ich dir mit meinem Baby hier flach die Zähne aus. Glaub mir. Das mach ich. Dann vergeht dir schon das Lachen! Dann

kannste für den Rest deines Lebens echt nur noch lutschen.«

Zornig hob Trance erneut die rechte Hand. Er fixierte mich mit der blanken Seite seiner Pistole, holte mit Schwung aus, fror dann aber seine Bewegung ein. »Komm, lass gut sein. Ich kann deine dumme Fresse auch nicht mehr seh'n. Ab zu deiner Freundin. Soll die dir doch in den Arsch treten.«

Trance drehte die Pistole in seiner Hand wieder zurück und rammte mir ihre Mündung an die Schläfe. Sie brannte. Hitze schnitt sich in meine Haut, die gleichzeitig aufriss und schmolz.

Ich spürte die Vibration. Ich spürte, wie Trances Zeigefinger den Abzug durchzog. Diesmal mit Genuss.

Alle möglichen Bilder jagten durch meinen Kopf. Meine Eltern. Meine alten Freunde. Noch einmal Sarahs letzter Blick. Ihre Furcht. Dieselbe Furcht, die ich jetzt spürte und die...

Ein Klirren. Ich hörte ein Klirren, ein Zischen, ein Flatschen – und einen Moment später den Schuss.

Meine Augen! Meine Augen waren nicht geschlossen! Warum waren meine Augen nicht geschlossen, als Trances Gesicht, oder besser gesagt, das Drittel, das davon übrig geblieben war, dicht vor meinen Wimpern nach unten floss und mich dabei seinen Tod einatmen ließ?

Trances Körper klatschte auf den Boden. Ich blieb regungslos sitzen.

Mehr Klirren, mehr Zischen, mehr Flatschen und noch viel mehr Schreie drangen in das ein, was wahrscheinlich mein Bewusstsein war. Ein roter Wirbel, der ... Tischplatte ... Kante ...

WUNSCH

....

Der dumpfe Schmerz und die Übelkeit verschwanden und ich gewöhnte mich schnell an die Schwerelosigkeit, in die ich gezogen worden war, bevor ich ... bevor ich was? Bevor ich auf die Tischplatte aufschlug?

Oder hatte ich das vielleicht schon gar nicht mehr spüren müssen? Schwebte ich etwa bereits davon? Für immer davon?

Bilder tauchten vor meinen Augen auf. Männer in Weiß, die mich hoben, senkten und sanft schaukelten; Blitze einer Frau, die mir in die Augen leuchtete; Gesichter, die sich besorgt zur Seite drehten; Mama und Papa ... immer wieder Mama und Papa; und auch Herr Conrad, der mit Tränen in den Augen ...

Alles wurde zu viel. Ich schrie. Der rote Wirbel kam zu mir zurück, aber er bedrohte mich nicht. Er war mein Freund. Er legte sich schützend über mich. Er gab mir Ruhe. Ich hatte keine Angst mehr.

....

Die Zeit verging. Nach einer Weile sagte mir der rote Wirbel, dass ich ihn nun nicht mehr bräuchte. Aber es sei meine Entscheidung. Einzig und allein meine Entscheidung. Ich traf sie. Zufrieden ließ er mich frei.



Meine Augenlider fuhren nach oben. Ich war über die Klarheit überrascht, mit der ich die Dinge um mich herum wahrnehmen konnte.

»Alina?«, sprach mich meine Mutter an, während sie mit ihrer rechten Hand meine, und mit ihrer linken die meines Vaters hielt.

»Mama. Papa. Was ... was ist passiert?«

Meine Eltern zögerten für einen Moment, sahen sich an und blickten dann gemeinsam zu der Frau, die mir gerade eben – oder vielleicht auch vor einer Ewigkeit? – in die Augen geblitzt hatte. Sie ging auf mich zu, fühlte meinen Puls und sah auf die Monitore, die neben dem weißen Bett standen, in dem ich lag. Sie konzentrierte sich. Lauschte dem gleichmäßigen Piepsen, das aus der Richtung der Monitore kam. Sie nickte zufrieden und sagte meiner Mutter etwas von fünf Minuten. Dann verließ sie den Raum. Die Zeit für die Wahrheit war gekommen.

»Ihr wurdet als Geiseln genommen«, begann Papa mit einfühlsamer Sachlichkeit.

»Als Geiseln? Was wollten die?«

»Ehrlich gesagt, weiß das niemand so genau. Natürlich ist die GSG 9 sofort mit Scharfschützen und einem hoch spezialisierten Negotiator angerückt. Zu eurem Schutz wollte man selbstverständlich erst einmal ausschließlich auf Verhandlung setzen. Da gab es keinen Kompromiss. Ich selbst war auch so schnell wie möglich vor Ort. Habe einfach meine Schüler sitzen lassen und bin los. Als ich dann dem Einsatzleiter meine Visitenkarte gezeigt habe, hat er mich netterweise als passiven

Zuhörer in das Funknetz zuschalten lassen. Und da habe ich es live mitbekommen. Nichts! Die Geiselnnehmer sind zu keinem Zeitpunkt mit jemandem in Kontakt getreten und haben auch auf keinen Versuch des Negotiators reagiert, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Und der Mann hat wirklich alles gegeben. Der war ein echter Profi. Also hat die Einsatzleitung nach einer Weile beschlossen, die Situation bis auf Weiteres erst einmal nur zu beobachten. Mehr wäre zu riskant gewesen, auch weil sich immer mindestens zwei der Geiselnnehmer außerhalb einer klaren Schusslinie aufgehalten hatten. Zugriff war da niemals eine Option gewesen, bis...«

»Das Mädchen neben mir. Sarah. Sie ist ... das ist wirklich passiert, oder?«

Mein Vater nickte, drückte meine Hand noch fester und schaute mir in die Augen.

»Ja, aber damit haben die Geiselnnehmer eine Grenze überschritten. Eine Grenze, die man niemals überschreiten darf. Sie haben etwas getan, das sie niemals wieder gut machen und das wir niemals entschuldigen können; und als dann nur einen Moment später klar wurde, was als Nächstes geschehen würde, hat die Einsatzleitung ohne zu zögern Zugriff erteilt. Den klaren Befehl gegeben, den Anführer der Geiselnnehmer sofort zu ... zu neutralisieren, weil er sonst...«

Die Stimme meines Vaters brach, denn wir alle wussten, was fast noch passiert wäre.

»Aber dieser Mann, der war doch nicht allein. Da waren noch mehr dabei, Papa. Seine Komplizen. Die hatten auch alle Waffen. Haben die dann...?«

»Nein. Von den Mittätern hatte anscheinend niemand mit dieser sinnlosen Eskalation gerechnet. Nachdem ihr Anführer ausgeschaltet worden war, sind

sie alle aus ihrer sicheren Deckung hinter den Fenstern hervorgekommen und haben wie paralysiert auf das schreckliche Szenario vor ihren Augen gestarrt. Nur konnte in diesem Moment niemand im Einsatzteam mit Sicherheit sagen, was diese ja weiterhin schwer bewaffneten Männer nach ihrem ersten Schock tun würden. Man durfte und man wollte kein Risiko mehr eingehen. Es musste eine Entscheidung getroffen werden und...«

»...und so hat man die anderen Männer auch neutralisiert«, beendete ich den Satz meines Vaters. Ich war überrascht, nicht die geringste Spur an Mitleid in meiner Stimme zu hören.

Papa nickte. »Ja. Zwei Sekunden später war alles vorbei. Vier präzise Schüsse. Niemand von euch wurde mehr verletzt.«

»Aber Sarah ist tot, Papa. Und das ist meine Schuld.«

»Nein, Alina, das ist es nicht. Dein neuer Klassenlehrer, Herr Conrad, er ist noch am selben Abend, also vor zwei Tagen, ins Krankenhaus gekommen. Er hat uns genau erzählt, was passiert ist, und er hat geahnt, dass du dir für den Tod des Mädchens die Schuld geben würdest. Aber das musst du nicht. Weder Herr Conrad, noch sonst jemand macht dir einen Vorwurf. Das, was geschehen ist, das war einzig und allein das Werk eines gefährlichen Psychopathen. Nicht deins, Alina. Nicht deins.«



Und genau so kam es dann auch. Alle sprachen mich von meiner Schuld frei: Herr Conrad, der mich anschließend noch einmal im Krankenhaus besuchte; die Schulpsychologin, die sich eine Weile um mich kümmerte; meine Therapeutin, zu der ich anschließend regelmäßig ging. Auch meine neuen Mitschüler machten mir niemals auch nur im Ansatz einen Vorwurf, sondern integrierten mich zwar erst einmal vorsichtig, aber trotzdem ohne jeden Widerstand in die Klassengemeinschaft.

Nur machte es mich traurig, als ich erfuhr, dass Sarah, das Mädchen, das von Trance ermordet worden war, keinen leichten Stand in der Klasse gehabt hatte. Niemand wusste so richtig warum. Sie war nicht unattraktiv gewesen und sie kam auch nicht aus einem seltsamen Elternhaus, aber aus irgendeinem Grund hatten sich alle regelmäßig über sie lustig gemacht und sie hatte sich dann mehr und mehr zurückgezogen und mit niemandem mehr geredet.

Was für ein Mensch war Sarah gewesen?, fragte ich mich und wünschte mir, sie besser kennengelernt zu haben. Vielleicht wären wir ja Freundinnen geworden. Die Außenseiterin und die Neue. Das hätte doch prima gepasst, oder? Aber das ... das war natürlich ein Wunsch, der niemals in Erfüllung gehen konnte.

Es sei denn, das alles hier wäre nicht das Ende meiner Geschichte, sondern deren Anfang.

TEIL II

»ICH«

NEUANFANG

....

»Benjamin holt dich ab?«, sagte mein Vater in einem Ton, der Frage und Feststellung miteinander kombinierte.

»Das macht er; und du weißt, dass er es wirklich ernst meint, wenn er sagt, dass du gerne einmal eine Runde mit ihm fahren und seinen Fahrstil kontrollieren darfst. Du kannst dabei meinetwegen auch deine Uniform anziehen und deinen Kollegen mitbringen, der bei euch immer die Fahrerlaubnis prüft. Und die Sache mit dem 'Kein Alkohol am Steuer', die nimmt Ben sehr ernst. Ich auch. Ich würde da keinen Spaß verstehen und mir ein Taxi nehmen oder euch anrufen.«

»Das weiß ich«, sagte Papa und blickte schmunzelnd erst aus dem Fenster und dann auf seine Uhr, die selbstverständlich das von einem ehemaligen Militärpiloten erwartete Sammelsurium an filigranen Zeigern und funktionsbeladenen Knöpfen vorzuweisen hatte. »Ihr habt 07:30 Uhr ausgemacht?«, frag-/feststellte er weiter.

»Haben wir.«

»Dann hat dein Freund wirklich Anstand. Er hat vor drei Minuten sauber rückwärts eingeparkt und sitzt jetzt um 07:28 Uhr noch brav in seinem Wagen.«

»Vielleicht erschreckt es meine Freunde ja auch nur, wenn sie hören, dass mein Vater bis letzten Sommer Eurofighterpilot und Staffelführer an einem Stützpunkt nahe der deutsch-dänischen Grenze war und sich jetzt hier als durchgesternter Ausbildungsoffizier bei der örtlichen Luftwaffe niedergelassen hat.«

»Aber vielleicht ist Ben ja auch einfach nur ein ordentlicher Kerl. Okay. 07:29 Uhr. Er steigt langsam aus dem Wagen aus, aber nicht ohne vorher in den Seitenspiegel zu sehen, und jetzt macht er sich auf den Weg. Hm-hm. Pünktlichkeit ist wirklich sein Ding.«

Punkt 07:30 Uhr klingelte es bei uns an der Tür. Papa grinste mich an. Ich wusste nicht, ob ich zurückgrinsen oder einfach nur schmollen sollte. Na ja. Egal. Ich trank einfach noch schnell meinen Latte aus, packte meinen Schulrucksack am Griff und lief zur Tür. Bevor ich sie öffnete, schaute ich noch einmal zu meinen Eltern. Mein Blick traf die Augen meines Vaters. Sie schauten ernst. Die Ironie, die während der letzten fünf Minuten frech und himmelblau in ihnen geblitzt hatte, war verschwunden. Wir beide wussten, was wir in diesem Moment dachten. Woran wir uns erinnerten.

Hey, es wird schon nicht so schlimm werden. Mit diesem Satz hatte mich mein Vater vor einem Jahr vor dem Graf-Stauffenberg-Gymnasium abgesetzt. Das hatte damals gut gepasst. So etwas sagt man doch zu seiner Tochter, wenn sie dabei ist, das erste Mal ihre neue Schule zu betreten, weil sie aufgrund der Versetzung ihres Vaters zum Anfang der 11. Klasse nach Kelkheim-Sonnengrund im Taunus gezogen ist – in so einen Stadtteil, den irgendwie keiner kennt und bei dem man den Eindruck hat, den hätte sich so ein Typ einfach nur an seinem Computer ausgedacht, um ein bisschen kreatives Minecraft zu spielen. Aber dass das Schicksal meinen Vater dann doch so brutal austricksen würde und dass ich nur drei Stunden später als Opfer einer sinnlosen Geiselnahme mit ansehen musste, wie eine Mitschülerin direkt vor meinen Augen eiskalt erschossen wurde, das hatte damals niemand geahnt.

Und jetzt? Zwölf Monate später? Nein, vergessen, was damals geschehen ist, das hat niemand. Aber wir haben es alle irgendwie geschafft, die Gewalt zu verarbeiten. Immerhin kommen meine Albträume jetzt nicht mehr so häufig. Sie sind auch nicht mehr so schlimm, glaube ich. Ich wache zumindest nicht mehr so oft schreiend auf.

Viel geholfen dabei hat uns Herr Conrad, und ich verstand sehr schnell, warum wir von allen Schülern des Graf-Stauffenberg-Gymnasiums beneidet wurden, ihn als Klassenlehrer zu haben.

»Du schaffst das, Alina«, riss mich mein Vater schließlich aus meinen Gedanken. »Und lass dich nicht abschrecken. Die Sache mit dem Kurssystem ist anfangs vielleicht etwas verwirrend, macht aber nach einer Weile eine Menge Spaß.«

»Okay, also dann. Bis heute Abend.«

Ich drehte mich wieder um und öffnete die Haustüre. Ehe er groß ›Guten Tag‹ zu meinen Eltern sagen konnte, schnappte ich mir Bens Hand und zog ihn zur Seite. Die Nische neben dem Briefkasten war sicher.

»Das ging aber schnell«, sagte Ben freudig überrascht nach dem Begrüßungskuss.

Als Antwort pendelte mein Blick zweimal schmunzelnd zwischen seinem geparkten Wagen und unserem Küchenfenster hin und her. Ben verstand.

»Wahrscheinlich bereut mein Vater es jetzt, dass er mir schon im Vorschulalter enthusiastisch erklärt hat, was eine Sichtlinie ist«, sagte ich, als wir schließlich zu Bens Wagen gingen. Aber hey! Keine Angst! Bekommt jetzt bitte nicht den falschen Eindruck! Ben und ich wussten natürlich, dass mir meine Eltern nicht wirklich nachspionierten. Dafür hatten sie nach einer kurzen

Grummelphase viel zu viel Vertrauen in Ben und in meine Beziehung mit ihm gefasst, in der wir jetzt seit fast acht Monaten glücklich schwebten.

»Dann waren deine Lehrer doch mit Sicherheit schon damals von deinem ungewöhnlichen Vokabular begeistert.«

»Nein, nicht wirklich. Ich habe sogar mal Punktabzug von meiner Deutschlehrerin bekommen, weil ich ›Sichtlinie‹ und ›Situationsanalyse‹ in einer Geschichte verwendet habe, in der ein kleiner Hase vor einem Fuchs davonläuft. Sie war der Meinung, dass ein neunjähriges Mädchen so Worte noch gar nicht kennen kann und erst recht nicht weiß, was sie bedeuten.«

»Und?«

»Die Sache ist hochgepurzelt und schließlich bei der Direktorin gelandet, die dann aber stur blieb, selbst als mein Vater noch einmal persönlich und in Uniform bei ihr aufgetaucht ist, um die Sache zu besprechen und die Schuld voll auf sich und die Luftwaffe zu schieben.«

»Was nach deinem 15 Punkte Aufsatz über *In einem anderen Land* aber jetzt nicht mehr notwendig war. Bei Herrn Conrad hat dein Vokabular ja die vollste Anerkennung gefunden.«

»Vergiss aber bitte nicht den netten jungen Mann, der mich in Ruhe hat schreiben lassen«, antwortete ich und begann, in meinem Rucksack zu wühlen. Ich wollte Ben noch etwas geben, bevor wir einstiegen. »Warte. Hier. Die habe ich gestern Abend noch von dir gemacht. Wir konnten uns ja leider nicht sehen. Da musste ich mich trösten.«

»Die ist toll. Danke«, antwortete Ben, nachdem ich ihm das DIN-A5 Blatt mit der Bleistift-Porträtzeichnung

von ihm gegeben hatte. »Dann fahren wir jetzt los ins neue Abenteuer?«

»Ja, das tun wir«, antwortete ich und stieg in seinen Wagen.



Kennt ihr das? Es gibt eine Frage, die ihr jemandem stellen möchtet, aber vor deren Antwort ihr euch schrecklich fürchtet. Also schiebt ihr dieses Thema auf. Nach hinten. Vor euch her. Wieder und wieder.

So ging es mir mit einer Sache mit Ben. Da gab es etwas, das geklärt werden musste, aber vor dem ich mich bisher mit vollstem Erfolg gedrückt hatte. Nur konnte das so nicht weitergehen. Ich konnte diese brennende Ungewissheit nicht länger ignorieren, denn immerhin war ich heute dabei, einen neuen Abschnitt in meinem Leben zu beginnen.

»Können wir für einen Moment anhalten und kurz reden?«, fragte ich also. »Es ist wirklich sehr wichtig.«

Ben schaute mich leicht irritiert an, fand dann aber schnell einen freien Parkplatz im Seitenstreifen und fuhr hinein. Seine Finger legten sich um den Zündschlüssel und er schaute mich an. Nachdem mein Blick ihm wohl signalisiert hatte, dass das Gespräch länger dauern würde, stellte er den Motor ab.

»Also, ich ... ich möchte dich gerne etwas sehr Persönliches fragen. Es ist nichts Schlimmes, aber es ist etwas, das mir sehr wichtig ist und ich möchte, dass du ehrlich zu mir bist. Bitte. Und ganz egal, was du gleich antwortest, es wird nichts daran ändern, was ich für dich

empfinde. Wirklich nicht«, betonte ich noch einmal, da sich die Sorgenfalten auf seiner Stirn zu mehren begannen.

»Okay.«

»Ben, hast du mit zu den Leuten gehört, die Sarah in der Schule das Leben zur Hölle gemacht haben?«

Bens Augen hielten Blickkontakt. Traurigkeit stand auf einmal zwischen uns.

»Nein. Das habe ich nicht. Sarah und ich, wir ... wir haben eigentlich nie etwas miteinander zu tun gehabt. Aber ich habe auch nichts dagegen unternommen, und das war mindestens genauso mies. Ich meine, ich hatte am Anfang der Zehnten meine zweite Hessenmeisterschaft im Tischtennis eingefahren. Das hat sich ganz gut auf meine Charismaplatzierung in der Klasse ausgewirkt, also hätte ich etwas tun können – tun sollen – um den Mist zu stoppen. Ein Wort. Eine Geste hätte da vielleicht genügt. Und bevor du fragst. Lex war auch nie daran beteiligt. Du kennst ihn ja. Er kann sich zwar wie ein Volltrottel aufführen, aber dabei macht er ja immer nur sich selbst zum Clown und niemals jemand anderen. Er ist wirklich nicht der Typ, der irgendeine Art von Genugtuung dabei empfindet, jemanden fertigzumachen. Kirstin und Christina auch nicht. Die beiden haben sich nie um Sarah gekümmert oder sie beachtet. Aber das lag nicht an Sarah und das war von KiChri auch nicht böse gemeint. Die beiden sind ja irgendwie seelenverwandt. Da hätte kein drittes Mädchen Platz im Team. Außerdem sind sie doch viel zu sehr damit beschäftigt, das zu erhalten, was auch immer sie mit Lex haben. Das Ding zwischen denen ist ja so kompliziert, da bleibt für keinen von den Dreien auch

nur eine Millisekunde übrig, jemanden zu ärgern oder gar eine Intrige zu spinnen.«

Ich musste grinsen, denn da hatte Ben den Nagel auf den Kopf getroffen. Lex war Bens bester Freund. Die beiden hatten sich am ersten Tag im Kindergarten den Milchreis um die Ohren gehauen und waren seitdem unzertrennlich. Irgendwann in der Mittelstufe haben sich die beiden noch mit Kirstin und Christina angefreundet. Und dann wurde es etwas anders, denn irgendwie ist Lex in beide verschossen und irgendwie finden beide Lex sehr, sehr nett. Aus dieser trilogischen Ausgangssituation heraus entstand schließlich das berüchtigte 'Lex-Kirstin-Christina'-Dreieck, das zwar danach schreit, aufgelöst zu werden, das aber letzten Endes nicht gelöst werden kann, ohne dass einer der drei verletzt und deren besondere Freundschaft wahrscheinlich für immer vernichtet wird. Also sind Lex, Kirstin und Christina den ganzen Tag über damit beschäftigt, wild herumzualbern und wirklich jeden Schritt zu vermeiden, der gefährlich werden könnte. Aber okay, zumindest hatte ich erfahren, was ich wissen musste.

»Danke, Ben. Das ... das reicht mir. Das hat schon zu lange in mir gebrannt.«

»Wollen wir weiterfahren oder möchtest du noch einen Moment für dich haben?«

»Weiterfahren«, antwortete ich, woraufhin Ben nickte, den Motor wieder anließ, den Blinker setzte und aus der Parklücke herausmanövrierte.

Und nun lag es an mir, die melancholische Stimmung, die sich jetzt zwischen uns beiden ausgebreitet hatte, wieder in den Griff zu bekommen und in fröhlichere Bahnen zu steuern. Das passende Thema dazu fiel mir zumindest schnell ein.

»Ich kann es kaum erwarten, Herrn Conrads Errungenschaft endlich in freier Wildbahn und nicht nur in der Garage eingesperrt zu sehen.«

»Geht mir genauso«, antwortete Ben und ließ etwas Stolz in seiner Stimme mitschwingen. Der war auch absolut gerechtfertigt, denn ihr müsst wissen, dass Herr Conrad nicht nur ein super Lehrer ist, sondern auch der absolute Autoliebhaber. Deshalb hat er sich im letzten Frühling einen zwar bezahlbaren, aber einen auch ziemlich gebrauchten 1970 Dodge Charger R/T gegönnt. Der sah zwar zugegebenermaßen zumindest nicht so aus, als ob er schon allzu oft von einem zusammenstürzenden Parkhaus zermalmt worden wäre, aber letzten Endes befand er sich dann doch nicht wirklich in einem besseren Allgemeinzustand – und an Stephen Kings *Christine* wollen wir hier erst gar nicht denken.

Den Wagen hat Herr Conrad dann mithilfe seiner beiden Brüder, die eine freie Autowerkstatt betreiben, und einem guten Dutzend Schülern aus der zehnten bis zur zwölften Klasse die Sommerferien über wieder auf Vordermann gebracht. Natürlich hat ihn das eine Menge Pizza gekostet, aber Herr Conrad hat sich dabei auch etwas gedacht. Auf der einen Seite haben die Wochenenden, an denen wir Herrn Conrad geholfen haben, einen hoffnungslosen Fall oxidierten Metalls in einen glänzenden Traum in Rot zu verwandeln, zu einem klassenübergreifenden Gemeinschaftsgefühl geführt. Und auf der anderen Seite weiß Herr Conrad nun aber auch ganz genau, dass falls sich irgendein blöder Spaßvogel erlauben sollte, Kratzer in den Lack des Wagens zu machen, dieser jemand nicht nur mit Herrn Conrad, sondern gleich mit uns allen eine Menge Ärger bekommen wird. Na ja, zumindest theoretisch, denn

Herr Conrad ist nun wirklich der allerletzte Lehrer, dem Schüler einen gemeinen Streich spielen würden. Nee, undenkbar! So jemand würde ja selbst von dem unscheinbarsten Fünftklässler das ganze Jahr über verachtungsvoll gedisst werden.

Aber aller Vorfreude zum Trotz wartete eine kleine Enttäuschung auf uns. Als Ben vor der Schule hielt und wir aus seinem Wagen ausstiegen, sahen wir gleich, dass Herr Conrads Dodge Charger nicht wie erhofft auf seinem Parkplatz stand.

»Hmm? Er ist doch sonst immer ziemlich früh da. Hoffentlich ist er nicht krank. Da würden gleich am ersten Tag eine Menge Stunden ausfallen«, sagte ich zu Ben.

Und ja, ich weiß, was ihr jetzt denkt – und ihr habt ja recht! Eine Schülerin, die nicht möchte, dass Stunden ausfallen, die muss so richtig einen an der Waffel haben. Aber den Unterricht von Herrn Conrad, den wollte niemand verpassen. Besonders nicht nach dem, was vor einem Jahr geschehen war. Das hat die ganze 11e unwahrscheinlich zusammengeschweißt. So zusammengeschweißt, dass die Schulleitung schließlich eine Sonderregel erlassen hat, nach der die Deutsch- und Geschichtskurse bei Herrn Conrad diesmal kombinierte Grund- und Leistungskurse sind. So musste niemand von uns seine Kurswahl von dem verständlichen Wunsch abhängig machen, weiterhin von Herrn Conrad unterrichtet und von ihm zum Abitur geführt zu werden. Und auch wenn ich mit meiner Kombination aus Deutsch- und Kunst-Leistungskurs nicht das volle Programm gebucht hatte, so standen bei mir doch 8 Stunden Herr Conrad und zusätzlich noch seine

Literatur-AG auf dem Plan. Und das war wie gesagt nichts, was man verpassen wollte.

AUSFALL

....

Eine halbe Stunde später saßen wir in legendär klassischer Formation im Kursraum: Kirstin, Christina und ich in der ersten, Ben und Lex in der zweiten Reihe. Die Plätze dahinter wurden wie immer vom negativen IQ des Klassenbulllys Achim Grassner flankiert, der zusammen mit seinen beiden 'Dumm-Dumm-Geschoss'-Kumpels seine miese Laune verbreitete.

»Hey, Lex«, nervte es dann auch ganz schnell von hinten. »Bist'n Loser, Lex Loser, weißte das. Ich hab neulich nämlich deinen Onkel gesehen. Den Bruder von deiner Ollen. Der hat ja auch 'ne Platte. Genau wie dein Alter. Und weißte, was das heißt? Das heißt, dass du auch mal eine haben wirst. Und so Kerle schaffen dann nix mehr im Leben. Du wirst mal als Gauner enden und mein Vater und ich schreiben dann, was für'n Loser der Lex Loser schon immer war.«

Lex ignorierte die dummen Sprüche, aber als einen Moment später in Tinte getränkte Papierkugeln feucht nach vorne flogen, wurde es zumindest Ben sprichwörtlich zu bunt.

»Halt deine Klappe, Grassner, sonst hau ich dir eines Tages noch mal einen Tischtennisschläger um die Ohren.«

»Uh, willste mich jetzt voll aggressiv bedrohen, Erdmännchen. Muss ich jetzt Schiss vor dir haben?«

»Ja, das musst du«, schaltete sich Kirstin ein, ehe Ben oder Lex noch etwas sagen konnten. »Denn wenn du dich mit Ben anlegst, dann legst du dich immerhin mit

dem besten Freund von jemandem an, der – nee! – der nicht nur mal eben einen auf kleinen Gauner machen wird. Mit dem, was Lex draufhat, hat er eher das Potenzial, eines Tages zum größten Superschurken aufzusteigen, den dieser Planet je gesehen hat. Ja, und wenn Lex das geschafft hat, dann wird er die Welt beherrschen. Dann werden Christina und ich seine Gespielinnen und Lex wird uns erlauben, zu tun und zu lassen, was immer wir wollen. Auch mit dir. Und glaube mir, du Raffnix-Birne. Ganz egal was für Bubifantasien jetzt gerade in deinem hohlen Kopf rumsabbern, die Sache wird *dir* keinen Spaß machen.«

Nach den Zuckungen in seinem Gesicht zu urteilen, wollte Achim Grassner einen letzten verzweifelten Versuch unternehmen, Kirstins Ausführungen, die sie pffiffig-fröhlich als knuddeliges 'Sarah Michelle Gellar'-Imitat vorgetragen hatte, zu kontern. Aber ganz egal was Grassner auch sagen wollte – und es wäre mit Sicherheit wieder etwas ziemlich Sinnfreies gewesen – es ging in der euphorischen Zustimmung unter, die die Klasse Kirstin entgegenbrachte. Das sich anschließende, zwischen Kirstin und Christina cool durchchoreografierte und rhythmisch reimende Abklatschen war dann wirklich mehr als wohlverdient. Und echt jetzt, lange kann es nicht mehr dauern, bis das Cheerleader-Squad der Schule die beiden bitten wird, die Cheers und Chants für ihre Auftritte zu schreiben. Was Kirstin und Christina immer mal so locker-flockig von sich geben, das bleibt im Ohr.

Unsere gute Laune verflog aber leider ziemlich schnell, da nur ein paar Sekunden später die Tür aufging und nicht Herr Conrad, sondern Frau Dörfler, eine nicht

gerade beliebte Deutsch- und Musiklehrerin den Raum betrat.

Wir zuckten zusammen. Verstummt. Nicht, weil wir überrascht waren oder etwa Angst vor der Strenge der Lehrerin hatten. Nein, Schauer liefen unsere Rücken herunter, weil wir gleich merkten, dass etwas nicht stimmte – dass etwas ganz und gar nicht stimmte. Frau Dörfler hatte Tränen in den Augen.

»Guten Morgen«, sagte sie und begann, nach Worten zu ringen. »Ich ... ich muss ihnen mitteilen, dass ... dass ich den Kurs übernehmen werde, da ... da Herr Conrad ... er ist ... weil man ... uns seine Lebensgefährtin ... weil ihn seine Lebensgefährtin heute Morgen tot in seiner Wohnung aufgefunden hat. Er ... er ist tot, er ... er wurde ermordet.«

Ich weiß nicht mehr, wie viel Zeit uns Frau Dörfler für unser Schweigen und unsere Tränen gegeben hat. Vereinzelt hörte ich Fragen, die Frau Dörfler mit einem gebrochenen ›Ich weiß es auch nicht‹ beantwortete. Aber irgendwann musste es weitergehen und Frau Dörfler ergriff wieder das Wort.

»Die Polizei hat den Schuldirektor und mich darüber informiert, dass sie mit ihnen sprechen möchte. Um es gleich klarzustellen. Niemand hier steht auch nur ansatzweise unter Verdacht. Es geht einfach nur darum, der Polizei zu helfen, die Ermittlungen aufzunehmen. Der Direktor und ich haben deshalb dieser Bitte zugestimmt, aber wir haben auch gleich ganz klar darauf bestanden, dass unsere Schulpsychologin bei der Befragung anwesend sein wird und ein Protokoll führen darf. Das wird wahrscheinlich ein sehr emotionales Gespräch werden, bei dem sie ihre Gefühle vielleicht nicht vollständig unter Kontrolle haben. Das ist in

Ordnung. Ich hoffe, dass es ihnen auch recht ist, dass ich meinen Sohn gebeten habe, zu kommen. Er ist Anwalt und er wird darauf achten, dass die Polizei nicht aus Versehen ihre Grenzen überschreitet und ohne es zu wollen, jemanden von ihnen unter Druck setzt. In diesem Zusammenhang hat mein Sohn auch betont, dass sie sich selbstverständlich erst einmal weigern können, an dem Gespräch teilzunehmen. Aber es ist meine sehr persönliche Bitte, dass sie von dieser Option keinen Gebrauch machen. Je mehr Informationen wir alle der Polizei geben können, desto schneller kann sie damit beginnen, den zu suchen, der Herrn Conrad das angetan hat.«

»Ich möchte noch kurz einen weiteren Punkt ansprechen«, machte Frau Dörfler weiter. »Ich bin mir selbstverständlich im Klaren darüber, dass einige von ihnen nur Herrn Conrad wegen Deutsch als Leistungskurs gewählt haben und dass sie diese Entscheidung nun eventuell überdenken möchten. Diejenigen unter ihnen, auf die das zutrifft, können sehr gerne im Laufe der nächsten Tage auf mich zukommen. Ich werde mich dann persönlich darum kümmern, dass sie in einen Kurs ihrer Wahl wechseln können. Ich verstehe das und ich werde es wirklich niemandem übel nehmen, aber ... aber gut. Da ich mich im Moment genauso hilflos fühle wie sie wahrscheinlich auch, möchte ich vorschlagen, dass wir nun mit dem Unterricht beginnen – zumindest bis die Polizei eintrifft. Allerdings ist der Klassenraum nebenan aufgeschlossen. Wenn also jemand von ihnen jetzt lieber erst einmal mit seinen Eltern telefonieren möchte, dann können sie das selbstverständlich gerne tun.«



Danach schalteten Frau Dörfler und wir in einen emotionslosen Automatikmodus. Sie begann mit dem Unterricht, wir hörten irgendwie zu und stellten Fragen, die keinerlei Bedeutung hatten.

30 Minuten später wurden wir durch das Eintreffen der Polizei und des Sohns von Frau Dörfler erlöst. Wie Frau Dörfler bereits angedeutet hatte, stellte die Polizei gleich klar, dass sie hier kein Verhör durchführen, sondern dass sie uns wirklich nur um Hilfe bitten wollte, Informationen zusammenzutragen, die bei der Aufklärung des Mordes an Herrn Conrad helfen könnten.

Die Frau, die die Untersuchung leitete, stellte sich uns als Janet Mara vor. Sie war nicht sonderlich groß, vielleicht 1,58 m, machte aber einen extrem kompetenten Eindruck und strahlte ein faszinierendes Verantwortungsbewusstsein aus. So die Art, die man vielleicht entwickelt, wenn man zusammen mit vielen jüngeren Geschwistern aufwächst.

Kommissarin Mara sagte uns, dass Herr Conrad in den sehr frühen Morgenstunden an seinem Küchentisch ermordet worden sei. Sehr wahrscheinlich von einer ihm gut bekannten Person, da er seinem Mörder noch ein Getränk eingegossen hatte, das dieser zum Bedauern der Spurensicherung aber anschließend unberührt hat stehen lassen. Und da sich vor zwei Tagen noch ein gutes Dutzend Schüler im Haus von Herrn Conrad aufgehalten hatten, war die allgemeine Fingerabdrucklage natürlich eine multiple Katastrophe.

Die Befragung wurde schließlich mit dem Hinweis beendet, dass es eventuell nötig werden könnte, sich noch einmal mit dem einen oder anderen von uns zu unterhalten. Eine solche Bitte würde dann aber formell über die Schulleitung an uns herangetragen werden. Auch bot der Sohn von Frau Dörfler an, dass sich unsere Eltern jederzeit mit ihm in Verbindung setzen könnten, falls sie noch Fragen hätten.



Damit war der Unterricht für uns beendet und wir saßen eine halbe Stunde später vollkommen benommen in Lex' Zimmer. Keiner von uns sagte etwas, denn die Tatsache, dass Achim Grassner, dessen Vater bei einem billigen Klatschblatt arbeitet, auf dem Schulhof noch blutige Details über die Ermordung von Herrn Conrad verbreitet hatte, hatte uns vollends den Rest gegeben. Ich meine, was geht in jemandem vor, der den Boden einer Flasche abschlägt und deren Überreste dann einem Menschen so fest und so lange in den Mund drückt, bis dieser an seinem eigenen Blut erstickt?

»Wahrscheinlich ist es blöde und unpassend, das jetzt anzusprechen, aber vielleicht sollten wir doch kurz darüber reden, was wir nun am Wochenende machen wollen«, meinte Lex schließlich, während er ohne richtig zu focussieren, auf eine Karte des Taunusgebirges blickte, die neben seinem Schreibtisch an der Wand hing.

»Nein, ist schon okay«, sagte Christina. »Wir hatten Herrn Conrad doch noch von der Übernachtung in Dornbach erzählt; und er hat uns eine Menge Spaß

gewünscht. Vielleicht hilft uns der Ausflug ja, wieder auf andere Gedanken zu kommen. Zumindest irgendwann einmal.«

»Dann machen wir das so«, antwortete Kirstin und hielt Christinas immer noch leicht zitternde Hand.

Ohne etwas zu sagen, stimmten Ben und ich zu.

BENETZT

....

»So etwas kann man sich also leisten, wenn man einen Süßwarenladen betreibt«, sagte Ben zu Lex, während unsere Augen voller Bewunderung auf das Ferienhaus von Lex' Onkel blickten.«

»Ja, aber nur wenn man neben dem Kram, der gut schmeckt, auch noch Diät-Müsliriegel im Programm hat. Nee echt, ihr glaubt gar nicht, wie viele Leute sich nach einer Tafel Schokolade noch zwei von den Dingen reinziehen, um ihr Gewissen zu beruhigen.«

»Was ihm ja nie passieren könnte«, flüsterte Christina Kirstin so unsubtil wie nur möglich ins Ohr.

Lachend packten wir unsere Rucksäcke und Sporttaschen aus dem Kofferraum von Bens Wagen. Wir folgten Lex, und nachdem er die Tür aufgeschlossen und die futuristisch blinkende Alarmanlage deaktiviert hatte, betraten wir schließlich den mit Halogenleuchtern erhellten Flur des Hauses.

Die Zimmeraufteilung machte wie geplant keine Schwierigkeiten. Ich teilte mir ein Zimmer mit Kirstin und Christina, und Ben sich eins mit Lex. Bis zum späten Nachmittag schauten wir uns erst einmal Dornbach und die nähere Umgebung an, wobei wir im Besonderen von der eindrucksvollen Kirche des Ortes fasziniert waren. Die strahlte wirklich genau die Aura von Fantasie aus, die zum Schreiben von Vampir-Thrillern motiviert.

Anschließend gingen wir in den Dornbacher Hof, ein Hotelrestaurant, für das Lex' Onkel einen großzügigen 'Der Kellner weiß Bescheid, dass die

Rechnung auf mich geht'-Gutschein bereitgelegt hatte. Den Abend verbrachten wir schließlich mit ein paar Gesellschaftsspielen, die wir mitgebracht hatten. Ja, genau! Ihr habt richtig gehört! Wir spielten Gesellschaftsspiele. Denn damit signalisierten wir ganz klar, dass wir aus dem Alter raus waren, in dem wir zwingend eine dieser *'Dummbbeutel sucht den Superdeppen'*-Shows oder das noch viel schlimmere *'Miese Tussi macht alle fertig'*-Ärgernis schauen mussten. Ich meine, es gibt Moderatorinnen, die gehören doch echt in den Knast.

»Sooo übel wie ihr Ruf ist die Dörfler dann doch nicht. Selina und Max hat sie ja wirklich voll unterstützt, als die beiden ihr gesagt haben, dass sie ihren Leistungskurs wechseln möchten. Und krummgenommen hat sie es ihnen echt nicht«, sagte Lex nach einer Weile. Das brachte Kirstin, Christina und mich zum Schmunzeln, denn immerhin ist Lex einer der drei Menschen auf diesem Planeten, die wirklich präzise verstehen, was genau in diesen Transformatoren-Filmen so alles abgeht und wer auf wessen Seite steht, wenn sich im wirren Finale Heerscharen von computeranimierten Robotern gegenseitig verkloppen. Also muss ich euch sicher nicht näher erläutern, was die durchschnittlichen Deutschlehrer von Lex' Kommentaren im Unterricht halten. Dass also ausgerechnet er freiwillig Partei für die Dörfler ergriff, das war ... ja, das war witzig.

»Oh, und wo wir jetzt schon bei unheimlichen Damen angelangt sind. Da gibt es noch etwas, vor dem ich euch warnen muss«, meinte Lex dann mit schwungvoll Unheil verkündender Stimme. »Lasst ja das Licht heute Nacht an und legt den Knobi und das Weihwasser bereit. Die Leute hier erzählen sich nämlich von einem ganz heißen schwarzhaarigen Feger, der seit

ein paar Wochen immer mal wieder nachts im Wald gesichtet wird. Ich wette, die hat spitze Zähne und führt mit Touristen wie uns nix Gutes im Schilde.«

»Na klar. Deshalb schiebst du ja nachher alles, was auch nur im Ansatz heilig sein könnte, auf Bens Seite. Dann machst du das Fenster ganz weit auf und hoffst, dass die Gute an krasser Geschmacksverwirrung leidet. Traum weiter, Kleiner.«

»Prima Plan, Christina«, antwortete Lex. »Aber denk ja nicht, dass ich dir morgen früh von den jugendgefährdenden Details dieses Traums erzählen werde.«

Wir lachten und gingen nach einem weiteren halbstündigen Staccato aus Schlagabtausch und Albernheit schlafen, um fit genug zu sein, am kommenden Tag den Taunus zu erkunden.



»Raus. Wir müssen hier alle sofort raus«, hörte ich Bens Stimme. Ich schnellte hoch. War sofort hellwach.

»Häh? Anstand Ben, sonst mü- ... äks, was ist denn das?«, schrie Christina. Sie starrte entsetzt auf das Oberteil ihres Pyjamas.

»Das ... das ist Benzin. Das kann doch nicht sein. Das ist Benzin. Bei dir auch, Alina«, sagte Kirstin mit ungläubiger Panik in ihrer Stimme, nachdem sie an den Flecken gerochen hatte, die auch zwei Drittel ihres Nachthemds benetzten.

Mein Blick raste nach unten und dann biss der Geruch auch schon in meine Nase. Irgendein Perverser

muss tatsächlich in unser Schlafzimmer gekommen sein und Benzin auf unsere Sachen gekippt haben. »Igitt, das ist ja so krank.«

»Verdammt«, sagte Ben, rannte in das zu unserem Zimmer gehörende Bad, warf uns drei große Handtücher zu, in die wir uns einwickeln konnten, und schaute betreten weg, als wir uns unserer wirklich nicht mehr zu gebrauchenden Schlafsachen vollständig entledigten.

»Alina. Willst du deinem Großen da nicht sagen, dass er gerne draußen warten kann«, scherzte Christina – aber dann spürten wir es.

»Hier oben steht alles in Flammen, Christina. Schnell. Wir können es noch nach unten schaffen. Haltet euch links. Und passt auf, dass ihr nichts mehr von dem Zeug an euch habt.«

Ben riss die Tür auf. Wir hielten die Luft an und stürmten in den Flur. Zum Glück lag die Treppe in das Erdgeschoss schräg gegenüber von unserem Zimmer. Der Weg war frei. Nur drei Meter. Das war zu schaffen, auch wenn mir meine rechte Hand, die mein Handtuch an meinen Körper presste, höllisch wehtat. Keine Ahnung, wo ich sie mir gestoßen hatte. Muss auf jeden Fall ein ziemlich heftiger Schlag gewesen sein.

Ich blickte beim Rennen zur Seite, in den Teil des Obergeschosses, in dem sich Bens und Lex' Zimmer befand – oder besser gesagt befanden hatte, denn dieser Bereich stand lichterloh in Flammen. Anscheinend war dort der Brandherd gewesen, *aber ... aber egal*, unterbrach ich meine Gedanken, denn wir mussten hier jetzt ganz schnell raus. Einfach nur noch raus. Einfach nur noch weg.



Während die frische Luft das Brennen aus meinen Augen und den Schmerz aus meinen Lungen zwang, spürte ich Erleichterung. Wir hatten es alle nach unten geschafft und ich sah auch gleich die Lichter der herandröhnenden Einsatzfahrzeuge auf uns zukommen. Jemand musste bereits Alarm geschlagen haben. Das war ganz sicher Lex gewesen.

Ben packte mich am Handgelenk. Zog mich ohne Erbarmen nach hinten. Christina tat das gleiche mit Kirstin. Drei ... fünf ... sieben ... zehn Meter stolperte ich rückwärts vor mich hin, dann wurden meine Sinne von einem unglaublichen Dröhnen geblendet. Wir blieben wieder stehen und sahen, wie das obere Stockwerk des Ferienhauses von Lex' Onkel in sich zusammenfiel und alles unter sich zermalmte.

Lex? Oh mein Gott, wo ist denn nur Lex? Die Erleichterung, die ich noch vor einem Moment empfunden hatte, wurde durch eine Faust, die sich in meinen Magen rammte, aus meinem Körper geschlagen. Ich war kurz davor, mich zu übergeben, und ein Blick in Kirstins und Christinas immer bleicher werdende Gesichter zeigte mir, dass sie wussten, was gerade in mir vorging.

»Ben, wo ist Lex? Er ist doch schon hier unten, oder? Ihr habt euch doch abgestimmt, nicht? Er rennt schon mal raus und ruft die Feuerwehr, während du uns in Sicherheit bringst. Das war ein Superplan, Ben. Ben? Bitte sag mir, dass das euer Plan war.«

»Lex, er ... er war nicht im Schlafzimmer, als ich wach wurde. Ich wusste nicht... . Da bin ich zu euch

gerannt. Aber unser Badezimmer, das stand schon in Flammen. Da brannte schon alles. Da konnte Lex doch gar nicht mehr drin gewesen sein.«



Aber Lex war in dem Badezimmer gewesen. Die Feuerwehr fand seine ... fand ihn ein paar Stunden später, während sie nach der Brandursache forschte. Und als sie Stück für Stück das Puzzle des Ablaufs der Ereignisse zusammensetzte, da kam es sogar noch viel schlimmer. Es war Brandstiftung gewesen. Dort, wo es nicht hingehörte und wo es nicht hätte sein dürfen, fanden die Gutachter zersplittertes Glas an der Innenseite der Tür des seitlichen Garagenanbaus. An den Alarmanlagen vorbei hatte sich jemand auf diesem Weg Zugang in das Haus verschafft, allerdings nicht ohne vorher Benzin aus Lex' Minivan in einen Reservekanister abzuzapfen. Damit ausgerüstet hatte sich dieser jemand in unser Schlafzimmer geschlichen, unsere Decken zur Seite gezogen, unsere Oberteile benetzt und den Rest des Benzins in die Badewanne im Flurbad gekippt, um von dort aus das Feuer zu legen. Dabei muss er von Lex überrascht worden sein. Aber Lex hatte keine Chance gehabt. Er wurde von dem Eindringling mit einem widerlichen Schlag, bei dem sich das Opfer zwar nicht mehr bewegen kann, aber trotzdem bei vollem Bewusstsein bleibt, außer Gefecht gesetzt und in die Badewanne geworfen. Dann beendete ein Streichholz sein Leben.

»Das ist meine Schuld. Ich hätte nach ihm sehen müssen. Ihn da rausholen, nachdem die anderen in Sicherheit waren«, sagte Ben, nachdem uns die Leiterin der Untersuchung dieses erste Ergebnis mitgeteilt hatte.

»Sie hätten da nichts mehr tun können«, antwortete die ebenfalls anwesende Polizeipsychologin. »Nach dem, was mir meine Kollegin von dem Tathergang erzählt hat, war ihr Freund schon nicht mehr am Leben, als sie von dem Feuer geweckt wurden. Und da tickte bereits die zweite Uhr. Sie hatten nur noch ein paar Sekunden Zeit, um eine Entscheidung zu treffen. Wären sie nicht sofort in das Schlafzimmer ihrer Freundinnen gestürmt und hätten sie geweckt, dann wären die drei als lebende Fackeln geendet. Mit dem Benzin auf ihren Schlafanzügen hätte da ein Funke genügt. Nein, Herr Erdmann, sie hätten wirklich nichts mehr für Herrn Ronnberger tun können. Sie haben ihn nicht im Stich gelassen. Sie haben heute Nacht drei Menschen das Leben gerettet. Es ... es ist nur, dass...«, zögerte die Psychologin und blickte kurz zu der Leiterin der Polizei.

»...dass ich unter Verdacht stehe?«

»Ja, aber das ist bloß Formsache. Sie hätten in der reinen Theorie die Möglichkeit gehabt, ihren Freund niederzuschlagen und das Feuer zu legen. Aber sie haben keinerlei Motiv und niemand – auch ich nicht – glaubt auch nur im entferntesten daran, dass sie das getan haben. Könnten meine Kollegen von der Polizei sie trotzdem noch einmal alleine zu den Ereignissen befragen? Das wird keine zehn Minuten dauern und danach ist die Sache für immer aus der Welt geschafft. Sie können sich natürlich auch gerne erst einmal mit ihren Eltern oder mit einem Anwalt in Verbindung

setzen«, ergänzte die Psychologin und reichte Ben ihr Smartphone.

»Nein«, antwortete Ben. »Je schneller wir das hier jetzt hinter uns bringen, desto schneller ist ihr Rücken frei, um nach dem wahren Täter zu suchen, oder?«

Die Psychologin nickte.



Die Sache dauerte keine fünf Minuten, dann wurde von dem Verhörduo, dem die Befragung sichtlich unangenehm war, jeder Verdacht gegen Ben auch offiziell fallen gelassen.

Danach ist Ben zusammengebrochen, lag während der ganzen Fahrt nach Hause über weinend in meinen Armen.

Er wurde anschließend für zwei Tage krankgeschrieben, während Kirstin, Christina und ich die Schule schwänzten, um während der Zeit in seinem Zimmer zu sitzen und zu schweigen.

Lex' Eltern besuchten uns am Ende des zweiten Tages. Sein Vater, der einen großen Technologiekonzern leitete, stellte gleich klar, dass er und seine Frau wüssten, dass Ben nichts mit dem Tod von Lex zu tun hätte. Er bot ihm vielmehr an, auf seine Anwälte zurückgreifen zu können, falls die Polizei noch einmal auf eine andere Idee kommen sollte. Auch waren er und seine Frau der festen Überzeugung, dass Ben Kirstin, Christina und mir das Leben gerettet hatte.

»Du musst uns am Freitag helfen, uns von unserem Sohn zu verabschieden; und du dich von deinem

Freund.« Mit diesen Worten von Lex' Mutter verließen uns die beiden wieder. Und so seltsam das jetzt vielleicht auch klingen mag, irgendwie gaben diese Worte Ben etwas zu tun. Eine Aufgabe. Ein nahes Ziel, an das er sich herantasten konnte.

Und auf dem Weg dorthin begann er, wieder zu uns zurückzukehren.

WIDMUNG

....

»Ganz sicher?«, fragte Ben. »Es ... es ist noch nicht einmal zwei Wochen her.«

»Ganz sicher. Du hast dich doch schon so lange auf den Besuch bei deiner Oma gefreut und sie ist ja auch ganz happy, dass du kommst. Gerade nach dem, was alles passiert ist, solltest du die Fahrt nicht absagen. Außerdem fand Lex sie ja auch immer ziemlich cool, oder? Und vergiss nicht den Mädchenabend, den Kirstin, Christina und ich geplant haben. Christinas Mutter hat das Wochenende über einen Flug. Da haben wir sturmfreie Bude. Du musst mir nur beim Würfeln die Daumen drücken. CityLev-4 steht auf dem Programm.«

»Mach ich«, antworte Ben und gab mir einen Abschiedskuss, bevor er in den ICE stieg, der ihn in wenigen Stunden von Frankfurt nach Hamburg bringen würde.

....

»Hey«, grinste mich Christina an, während sie die Tür zu ihrer Mietwohnung aufschwang. »Komm rein und keine Hektik. Getränke stehen im Kühlschrank, die Karte für den Pizzaservice liegt neben dem Telefon, und meine nervige kleine Schwester ist auch schon fast mit dem Spielplan fertig.«

»Hi Tiffy«, rief ich ins Wohnzimmer, nachdem ich in den Flur gegangen war und meinen Mantel an die Garderobe gehängt hatte.

»Hi Alina«, winkte mir eine fröhlich quirlige Sechzehnjährige zu, während sie Falschgeld, glänzende Spielsteine und alle möglichen Arten von Ereigniskarten präzise auf dem Tisch verteilte. »Roter Marmor, wie immer? Eichhörnchenbraun gibt's ja leider nicht. Du könntest die Schicksalsteine sonst super in deinen Haaren verstecken. Ich bau da eher auf Kontrast. Siehst du!«, lachte Tiffy und hielt sich eine smaragdgrüne Spielfigur an ihre schulterlang geschnittenen, glattblonden Haare.

Dann fror Tiffys unschuldiges Lächeln für einen kurzen Moment ein. Ich wusste warum. Ihr Blick war an der Haarspange hängen geblieben, mit der ich seit mehr als einem Jahr immer dafür sorgte, dass meine Frisur die Narbe an meiner linken Schläfe bedeckte, die mir die noch heiße Mündung von Trances Pistole in die Haut gebrannt hatte. Sie fiel eigentlich kaum auf. Personen, die mich nicht kannten, bemerkten sie meist gar nicht oder hielten sie vielleicht einfach nur für einen kleinen Schatten. Trotzdem wollte ich verhindern, dass meine Klassenkameraden immer an die Geiselnahme und an Sarahs Ermordung erinnert werden würden, wenn sie mich ansahen. Aber nein, das sollte den heutigen Abend nicht belasten.

Ist schon okay, zwinkerte ich deshalb schnell Tiffy zu und ging ein Stück zur Seite, um einer sich an uns vorbeiwuselnden Kirstin Platz zu machen. Sie hatte vier grüngetönte Gläser in der Hand, deren breiter Boden sicherstellen sollte, dass keiner von uns im Eifer des

Gefechts ein Glas umkippen und damit das Spielbrett unter Limonade setzen würde.

Nachdem Kirstin die Gläser auf den Tisch gestellt hatte, war dies das Signal für uns, loszulegen. Umhüllt von der aus Christinas Anlage klingenden melancholischen Stimme von Skylar Grey, die uns versprach, dass sie zurückkommen würde, nahmen wir schließlich unsere Plätze ein.

»Bevor wir anfangen«, sagte Christina und griff dabei nach ihrem Glas, »möchte ich diesen Abend Lex widmen. So wie er hier immer abgelosed hat, hat er zwar ganz offensichtlich die Regeln des Spiels nie kapiert, aber es hat ihm trotzdem immer eine Menge Spaß gemacht. Und ... und auch wenn das jetzt vielleicht anmaßend von mir klingt, so bin ich mir trotzdem sicher, dass Lex gewollt hätte, dass wir es nach einer Weile schaffen, irgendwie mit unserem Leben weiterzumachen. Vielleicht können wir ja heute Abend versuchen, den ersten Schritt in diese Richtung zu wagen.«



Ob der Abend wirklich ein erster Schritt in Richtung eines Neuanfangs gewesen war, das wusste letzten Endes niemand von uns, aber er war zumindest die Art von Ablenkung gewesen, die wir alle dringend nötig gehabt hatten: Wir saßen zusammen, wir lachten und wir hatten Spaß.

Als Tiffy schließlich beim dritten Spiel bereits das zweite Mal dabei war, mehr als drei Viertel aller Bauwerke in ihren Besitz zu bringen, näherten sich die

beiden Zeiger meiner Armbanduhr der Mitternachtsposition.

»In zwei Minuten ist Geisterstunde«, sagte ich zu meinen Freundinnen. »Es war wirklich super, aber ich möchte nicht ewig überziehen. Irgendwann werden auch meine Eltern nervös. Aber wir können uns doch morgen früh noch einmal zum Brunch treffen. Wie wäre es, wenn ich so gegen 10:00 Uhr wieder hier bin und wir dann in den *Bronzekeller* gehen?«

»Prima Idee. Zehn ist gut«, antwortete Christina, die zusehends mehr und mehr Mühe hatte, ihre ebenfalls nicht mehr ganz so munter schauenden Augen noch halbwegs offen zu halten.

»Fein. Dann lasst uns zusammenräumen und danach mache ich mich los. Soll ich dich mitnehmen, Kirstin?«

Kirstin grinste, blickte zu dem breiten Fenster in Christinas Wohnzimmer und zeigte auf ihr halb volles Glas. »Hey, was denkst du denn von mir. Da ist wirklich nur Bitter Lemon drin. Die 20 Meter schräg über die Straße schaffe ich auch so.«

Da hatte sie recht. Kirstin wohnte ja wirklich nur 20 Meter von Christina und Tiffy entfernt. Was sollte da schon passieren?

GEFÜHLE

....

Begleitet von einem rhythmischen *Brrr Brrr Brrr* riss mich Ellie Goulding aus dem Schlaf. Meine Hand tapste zu meinem Smartphone, das auf meinem Nachttisch lag. *Autsch!* Mir brummte der Kopf. Ich fühlte mich wie gerädert. So wie es unter meinen Schläfen pochte, konnte ich nicht länger als fünf Stunden geschlafen haben. Warum nur hatte ich meinen Alarm so früh gestellt? Es war doch Sonntagmorgen und nicht Montagmorgen, wobei ... häh Wecker? Nein, doch nicht! Es war gar nicht der Alarm meines Smartphones, der mich geweckt hatte. Es war ein Anruf. Um diese Zeit? So himmelfrüh? Was...?

»Hey Schlafmütze, wo bleibst du denn?«, hörte ich Christinas Stimme fragen, nachdem ich es irgendwie geschafft hatte, das Gespräch anzunehmen.

»Was? Christina? Ich? Wie ... wie spät ist es? Tut mir leid, aber ich glaube, ich habe kaum geschlafen. Bin noch nicht ganz da.«

»Hmm, Tiffy hat doch letzten Abend gar nix in die Limo gemixt. Na ja, wer weiß. Keine Ahnung, was in diesen Mini-Teenies so alles vorgeht? Aber trotzdem ist es schon halb elf, Süße. Und falls du jetzt wirklich weiterhin behauptest, kaum geschlafen zu haben, dann musst du uns von deiner Nacht erzählen. In allen Details!«

»Was?! Halb elf!« Man war mir das peinlich! »Tut mir leid. Ich wusste nicht, dass ich so verschlafen habe. Gebt ihr mir noch eine Dreiviertelstunde? Ich springe nur kurz in die Dusche und bin gleich bei dir.«

»Kein Problem. Alles in Ordnung. Nur kannst du vielleicht erst einmal zu Kirstin kommen und nicht zu mir. Da gibt es etwas, das wir dir sagen möchten«, beendete Christina das Gespräch mit einem Echo von Geheimnis in ihrer Stimme.



»Komm rein«, sagte Kirstin, als sie die Tür öffnete und mich mit einer geheimnisvoll strahlenden Aura in ihre Küche führte. Zwei benutzte Kaffeetassen standen dort auf dem Esstisch.

»Latte, wie immer?«, fragte Christina.

»Gerne«, antwortete ich und wunderte mich über die leichte Verunsicherung, mit der Christina mir das Glas reichte. Ich meine immerhin war ich diejenige gewesen, die sich fürchterlich verspätet hatte. Aber das schien im Moment gar kein Thema zu sein.

»Also gestern Abend«, begann Kirstin in einem Tonfall, in dem so Einiges mitschwang. Die gleiche Unsicherheit, zum Beispiel, die ich gerade bei Christina gespürt hatte, dann aber auch Erleichterung und echte Freude. »Nachdem du gegangen warst«, tastete sich Kirstin weiter an etwas heran, »da hat mich Christina noch nach Hause begleitet und ich habe sie gefragt, ob sie noch kurz mit hochkommen möchte. Und dann, dann haben wir beide so angefangen und so weitergemacht und ... und die Nacht miteinander verbracht. So wie in 'Die Nacht miteinander verbracht' eben.«

»Wow«, nickte ich und versuchte meine Panik in Zaum zu halten. Das Coming-out meiner beiden

Freundinnen durfte und wollte ich auf keinen Fall durch eine dumme Bemerkung verderben oder gar ins Lächerliche ziehen. »Das ... das ist toll und ich freue mich für euch und ... und, hey, das erklärt doch, warum ihr und L- Nein, das ... das geht jetzt zu weit. Das geht mich wirklich nichts an. Das war sehr indiskret von mir. Das tut mir leid.«

»Das muss dir nicht leidtun. Das ist voll okay. Denn genau darüber haben Christina und ich auch gesprochen. Jetzt wissen wir nämlich, warum nie ein Funke überggesprungen ist, obwohl wir beide immer wussten, dass Lex in uns verschossen war und wir ihn ja auch unglaublich nett fanden.«

»Aber genau dieser Funke ist anscheinend gestern Abend zwischen euch beiden überggesprungen.«

»Ja, das ist er. Und auch wenn keine von uns damit gerechnet hat und wir erst jetzt so richtig verstehen, was die ganze Zeit über schon los gewesen war, fühlt es sich trotzdem richtig an. Richtig richtig und richtig schön. Nur wenn wir an Lex denken, dann bleibt da ein ganz komisches Gefühl zurück. Wie hätte er reagiert?«

»Er hätte mit Sicherheit gesagt, dass jede von euch einen verdammt guten Geschmack bei der Partnerwahl an den Tag gelegt hat.«

»Danke, Alina.«

»Habt ihr schon Tiffany Bescheid gesagt? Sie hat dich gestern Nacht doch bestimmt vermisst, Christina.«

»Nein. Du bist die erste. Aber meine romantische Intelligenzbestie von kleiner Schwester wird sich ihren Teil schon gedacht haben. Sie hätte sonst angerufen oder zumindest gesimst. Und jetzt wird sie uns zu Hause wahrscheinlich gleich breit grinsend mit einer riesigen Umarmungsorgie begrüßen und anfangen, die Hochzeit

zu planen. Kommt. Lasst uns rübergehen und ihr den
Gefallen tun.«

UNBEHAGEN

....

Nachdem Christina die Eingangstür zu dem dreistöckigen Mietshaus, in dem sie mit Tiffy und ihrer Mutter wohnte, aufgeschlossen hatte, wurden wir von Frau Brauer, einer sonst sehr freundlichen Nachbarin, mit einem ziemlich grimmigen Blick begrüßt. Und auch das junge Ehepaar, das uns auf dem Weg in den ersten Stock auf der Treppe begegnete, durchbohrte Christina mit aus den Augen schießenden Pfeilen.

»Denkst du, Tiffy hat was angestellt? Ich meine, plötzliche Berufung zur sturmfreien Discoqueen oder so?«, fragte Kirstin.

»Glaube ich nicht. Wahrscheinlich hat nur irgend so ein Penner direkt unter unserem Fenster besoffen Radau gemacht oder ein depper Prolo hat seine Anlage aus dem Auto dröhnen lassen und die Nachbarn haben das dann falsch einsortiert und Tiffy in die Schuhe geschoben. Aber das bekommen wir schon wieder ins rechte Licht gerückt.«

Als wir allerdings im Eingangsbereich des ersten Stocks ankamen, mussten wir einsehen, dass die 'ins rechte Licht rücken'-Sache dann vielleicht doch nicht ganz so elegant funktionieren würde, wie erhofft. Ein wirklich unangenehmer, nein!, ein wirklich ekelregender Geruch waberte von dort aus nach oben durch das Treppenhaus. Die Quelle dieses intensiven Gestanks schien ganz klar in Christinas Wohnung zu liegen. Da gab es keine Ausreden. Erste Sorgenfalten legten sich über das Gesicht meiner Freundin.

Christina schloss die Tür auf. Ein unglaublicher Hitzewall schlug uns entgegen und wir hörten ein helles Rauschen, so als ob hier jemand erst die zentrale Gasheizung in der Küche und dann alle Heizkörper in den übrigen Zimmern voll aufgedreht hätte. Aber hey, das war noch nicht das Schlimmste. Das Müffeln, das bereits im Treppenhaus unsere Geschmacksnerven belastet hatte, lag hier hoch konzentriert in der Luft. Es roch wie übelst verschmortes, teilweise verbranntes Fleisch. Ein erster Würgereiz macht sich in meiner Kehle breit. So widerwärtig war das.

Aber es half nichts. Wir mussten reingehen. Wir holten also noch einmal tief Luft und betraten schließlich Christinas Wohnung. Schnell trieb mir das Klima dort drin erste Tränen in die Augen und uns wurde klar, dass die Wahrscheinlichkeit, dass Tiffy mit all dem nichts zu tun hatte, ziemlich rasant sank. Alles deutete auf einen ziemlich in die Hose gegangenen Kochversuch hin, dessen miefige Auswirkungen dann wohl auch die Ursache für die letzten Endes absolut gerechtfertigte schlechte Laune der Nachbarn war. Denn wer weiß, was die anderen Wohnungen durch die Altbauritze zwischen den Stockwerken davon so alles abbekommen hatten. Trotzdem war ich mir sicher, dass Christina auch das mit einer Ladung gut gelauntem Charme wieder hinbekommen würde.

Allerdings wurde die langsam richtig nervös. Ich auch, denn etwas in meinem Inneren flüsterte mir gehässig zu, dass meine ganzen Erklärungsversuche für den Geruch und die Hitze in der Wohnung dann doch recht holprig waren.

»T-Sis. Falls du mit dieser Aktion hier vorhattest, den Beginn einer frührebellischen Phase einzuläuten,

dann hat das voll funktioniert und du hast dafür bereits 'ne Menge Aufmerksamkeit bekommen«, rief Christina durch den Flur, war aber dabei, die Kontrolle über ihre Stimme zu verlieren. So eine Schlaperei passte einfach nicht zu Tiffy.

Wir kamen an der Küche vorbei. Bingo. Die Flamme in der zentralen Gasheizung bollerte wie wild. Da hatte wirklich jemand alle Heizkörper in der Wohnung aufgedreht und das ganze System damit an den Rand seiner Leistungsfähigkeit gebracht. Und uns auch! Langsam fiel mir das Atmen schwer. Hoffentlich machte Christina bald mal ein Fenster auf.

»Wartet, ich lüfte erst mal«, sagte Christina und bog zielstrebig in Richtung Wohnzimmer ab. »Da sind wahrscheinlich einfach nur zwei Rohre geplatzt«, unternahm sie einen letzten verbalen Rettungsversuch, um die Haut ihrer jüngeren Schwester vor dem Zorn der Nachbarn zu retten. »Das Heiz- und das Abwasserrohr. Tiffy hat sich sicherlich schon drum gekümmert. Den Notdienst gerufen und sich dann zu einer Freundin verkrümelt. Kann ich ihr nicht übel nehmen. Bäh, je näher ich ihrem Zimmer komme, desto schlimmer wird es ja auch.«

Christina blieb kurz stehen und hielt die Luft an. Sie wühlte in ihrer Handtasche, kramte ein Taschentuch heraus, besprühte es mit Deo und hielt es sich vor die Nase. Dabei fiel ihr Blick zur Seite in Tiffys Zimmer. Und dann begann sie, zu schreien. So zu schreien, wie ich noch nie zuvor jemand habe schreien hören.

LEERE

....

Das sanfte Orange der Raufasertapete hüllte uns ein, verschmolz mit Christina, die sich verzweifelt und Schutz suchend zwischen Kirstin und mir eingeklammert hatte. Wir saßen weinend auf einer Couch in dem Hotelzimmer, in das sich Christina und ihre Mutter, die beide mit Beruhigungsmitteln zgedröhnt waren, auf Rat der Polizeipsychologin hin eingemietet hatten.

Christinas Mutter, die alleinerziehend als Flugbegleiterin arbeitete, war gerade in London gewesen, als wir Tiffy gefunden hatten. Sofort nach der Nachricht ist ihr Bruder in ein Flugzeug gestiegen, hat sie dort abgeholt und ist mit ihr zurückgeflogen. Er hat sich bisher auch um die formelle Kommunikation mit der Polizei gekümmert und alles mit dem Hotel arrangiert. Christina und Tiffy – jetzt nur noch Christina – vergötterten ihn.

Ich wollte das nicht, aber Bilder dessen, was Kirstin und ich vor zehn Stunden gesehen hatten, blitzten auf meiner Netzhaut auf: Christina, die schreiend auf Tiffy zulief; Kirstin und ich, die Christina packten, ihr die Augen zuhielten, sie aus dem Zimmer zerrten und nicht mehr wussten, wer von uns sich übergeben hatte.

Tiffy existierte nicht mehr. Alles war zu spät. Das wusste ich. Auch gab es erst einmal kein zurück mehr in die Wohnung, in der gerade die Polizei und die Spurensicherung ihre traurige Arbeit verrichteten. Aber was würden die dort finden? Genug Hinweise auf die Identität von jemandem, der nachts einbricht, eine

Sechzehnjährige niederschlägt, sie auf den Bauch wirft, ihr ihre Hände auf den Rücken fesselt und dann ihr Gesicht durch die Lamellen eines Heizkörpers presst. Oder vielleicht Tiffy sogar...? Nein! Hier schaltete sich zum Glück rechtzeitig meine Vorstellungskraft ab.

Es klopfte. Eine Frau, die mir bekannt vorkam, stand an der Tür. Sie blickte vorsichtig – ganz, ganz vorsichtig – in den Raum.

»Darf ich hereinkommen?«, fragte sie Christinas Mutter. »Mein Name ist Janet Mara. Ich bin Kommissarin und bearbeite ihren Fall. Wenn es ihnen nichts ausmacht und wenn sie schon dazu bereit sind, dann würde ich ihnen gerne ein paar Fragen stellen.«

Christinas Mutter nickte; dann führte Christinas Onkel Kommissarin Mara herein. Zu dem Tisch, an dem er und seine Schwester saßen.

Kommissarin Mara blickte kurz zu uns herüber. Etwas ratterte in ihr. Sie legte die Stirn in Falten und ich hatte den Eindruck, dass ihr Verstand ganz automatisch damit begonnen hatte, Verbindungen zu ziehen und Brücken zu bauen, von denen sie sicher hoffte, sie gleich nach dem Gespräch wieder einreißen zu dürfen.

Allerdings war ich mir jetzt nicht mehr sicher, ob ich bleiben sollte – oder bleiben durfte – und der verunsicherte Blick, den mir Kirstin zuwarf, signalisierte mir, dass es ihr genauso ging.

»Bitte bleibt, wenn das für euch in Ordnung ist«, erlöste uns Christinas Mutter. »Nicht meinetwegen. Ihretwegen. Christina braucht euch jetzt. Mein Bruder wird euch nachher nach Hause fahren.«

»Okay«, antworteten Kirstin und ich.

»Frau Mara«, sprach Christinas Mutter dann die Kommissarin an. »Bitte erzählen sie mir ganz genau, was

sie wissen. Wirklich alles, was sie bisher herausgefunden haben und was ihrer Meinung nach geschehen ist. Bitte seien sie schonungslos und bitte nehmen sie keine falsche Rücksicht auf mich. Ich möchte die Details darüber, wie meine Tochter gestorben ist, nicht erst morgen früh in der Zeitung lesen.«

»In Ordnung, Frau Schneider. Ich war die letzten drei Stunden über in ihrer Wohnung. Auch wenn ich weiß, dass das kein echter Trost für sie ist, so gehen wir erst einmal davon aus, dass ihre Tochter nicht das Opfer eines Sexualtäters wurde.«

»Sondern einfach nur das Opfer einer sadistischen Bestie? Das Opfer von jemandem, dem es Spaß macht, auf diese Art und Weise zu töten? Wie ... wie kommt so ein Monster in unsere Wohnung?«

»Die Antwort darauf ist leider sehr beunruhigend. Wir müssen davon ausgehen, dass ihre Tochter ihren Mörder sehr gut gekannt und ihn freiwillig in ihre Wohnung gelassen hat. Dort müssen sich die beiden eine ganze Weile in Tiffys Zimmer unterhalten haben, ehe der Täter Tiffy wahrscheinlich ohne Vorwarnung mit einer Stehlampe niedergeschlagen und sie anschließend mit deren Netzkabel und einem Springseil an Händen und Füßen gefesselt und ... Frau Schneider, sind sie wirklich sicher, dass- ?«

Christinas Mutter nickte.

»Okay. Basierend auf den Verwischungen am unteren Teil des Lampenständers und den Spuren in der Wunde am Hinterkopf ihrer Tochter, gehen wir davon aus, dass der Täter Medizinhandschuhe getragen hat. Wir werden also sehr wahrscheinlich keine brauchbaren Fingerabdrücke finden. Und wenn es wirklich ein Bekannter ihrer Tochter war, dann würde das ohnehin

nicht viel bringen. Meine Kollegen haben bisher Fingerabdrücke von zehn verschiedenen Personen in der Wohnung gefunden und auch frische DNA Spuren von mindestens drei Personen am Körper und an der Kleidung ihrer Tochter. Mit denen muss sie kurz vor ihrem Tod in Kontakt gekommen sein.«

»Wir umarmen uns immer zum Abschied«, sagte ich zu Kommissarin Mara.

»Das habe ich mir gedacht. Deshalb möchte ich euch bitten, dass ihr uns am besten noch heute Abend eine Speichelprobe von euch gebt und wir auch eure Fingerabdrücke nehmen dürfen. Vielleicht können wir damit im Ausschlussverfahren doch noch eine Spur isolieren, die uns zu dem Täter führt.«

»Haben sie eine Idee, warum man Tiffany das angetan hat?«, fragte Christinas Mutter. »War es vielleicht doch ein Einbrecher, dem Tiffany aus Versehen aufgemacht hat.«

»Das schließen wir im Moment wirklich aus. In ihrer Wohnung wurde nichts durchwühlt und mein erster Eindruck ist auch, dass nichts gestohlen wurde – mit einer Ausnahme. Ihr Bruder sagte mir, dass sie immer einen Reserveschlüssel an der Garderobe im Flur hängen haben. Der ist nicht mehr da. Falls also sie oder ihre Tochter den Schlüssel nicht gerade bei sich haben, müssen wir davon ausgehen, dass der Täter ihn mitgenommen hat.«

»Nein, der hing noch an seinem Platz, als ich zum Flughafen gefahren bin«, antwortete Christinas Mutter und auch Christina gab zu verstehen, dass sie nicht wusste, wo der Schlüssel hätte sein können. »Aber das ergibt doch alles keinen Sinn. Warum soll dieser Mensch

den Schlüssel mitgenommen haben, nachdem Tiffy ihn bereits hereingelassen hatte.«

»Ich denke, als eine Art von perverser Machtdemonstration. Damit will er ihnen zeigen, dass es von nun an in seiner Macht steht, jederzeit wieder ihre Wohnung zu betreten – ohne zu fragen und wann immer es ihm passt. Ich möchte ihnen deshalb dringend empfehlen, das Schloss austauschen zu lassen, sowie wir mit der Spurensicherung fertig sind.«

»Darum werde ich mich kümmern«, bot Christinas Onkel an.

»Danke, nur ... nur möchte ich mich jetzt gerne hinlegen, Frau Mara. Vielleicht können wir morgen weitermachen.«

»Natürlich. Ich werde mich bei ihnen melden, sowie wir etwas Neues wissen oder falls ich noch Fragen haben sollte. Ich gebe auch ihrem Bruder Bescheid, wenn meine Kollegen die Arbeiten im Eingangsbereich ihrer Wohnung beendet haben. Anschließend sollten sie wirklich ein neues Schloss einbauen lassen. Und vielleicht könnt ihr beide kurz mit in das Zimmer nebenan kommen«, schaute Kommissarin Mara Kirstin und mich an. »Dann kann ich dort eure Fingerabdrücke und eine DNA-Probe nehmen.«

»Mama. Kann ich mit? Ich möchte noch einen Augenblick bei Kirstin und Alina sein. Ich komme später wieder«, bat Christina ihre Mutter.

»Mach das, Schatz«, antwortete sie, stand von dem Tisch auf, ging langsam auf das Doppelbett in dem Hotelzimmer zu und ließ sich von ihrem Bruder eine Schlaftablette geben. Das war unser Signal, den Raum zu verlassen.

ERSTE ANALYSE

....

»Ein Ginger Ale«, sagte Kommissarin Mara zu dem Kellner und wandte sich dann an uns. »Bestellt euch, was ihr wollt. Na ja, keinen Alkohol. Ich lade euch ein.« Sie blickte erleichtert in die Runde. Mit Sicherheit gaben nicht alle ihre Kunden ihre Fingerabdrücke und DNA-Helices so bereitwillig preis wie wir. Also war die Einladung wahrscheinlich ein kleines Dankeschön – und natürlich auch ein netter Weg um sich noch einmal in nicht ganz so angespannter Atmosphäre mit uns zu unterhalten.

»Das ist alles meine Schuld«, sagte Christina, nachdem der Kellner unsere Bestellung aufgenommen hatte.

»Warum denkst du das?«, fragte Kommissarin Mara, wobei man aber an ihrem Tonfall schon jetzt erkennen konnte, dass sie Christina zwar sanft, aber dennoch ganz klar widersprechen würde.

»Ich meine, wenn ... wenn ich die Nacht über nicht bei Kirstin geblieben wäre und wir nicht, wissen sie, dann ... dann wäre Tiffy jetzt noch am Leben.«

Kommissarin Mara nickte und machte wahrscheinlich eine mentale Notiz, dass Kirstin und Christina ein Paar waren. »Nein, Christina«, antwortete sie dann ruhig. »Und das gilt auch für dich, Kirstin. Ihr dürft euch hier keinen Vorwurf machen. Tiffy schien ihren Mörder wirklich sehr gut gekannt und ihm so vertraut zu haben, dass sie ihn ohne Bedenken um zwei Uhr morgens freiwillig in die Wohnung gelassen hat.

Wenn du zu Hause gewesen wärst, Christina, hättest du dann wirklich deine Schwester davon abhalten können, einem vermeintlichen Freund in Not helfen zu wollen?«

»Nein, wahrscheinlich nicht, aber ich hätte sie doch beschützen können. Oder den Kerl zur Vernunft bringen.«

»Ehrlich gesagt, glaube ich nicht, dass dir das gelungen wäre. Das war eine sehr starke und unglaublich gewaltbereite Person gewesen, die deiner Schwester das angetan hat. Sie muss urplötzlich und ohne jede Vorwarnung zugeschlagen haben. Da hättest du wirklich nichts tun können. Auch nicht mit Worten. Mit so jemandem kann man nicht reden. Ich bin mir vielmehr sicher, dass er auch dich getötet hätte.«

Christina nickte stumm und klammerte sich noch fester an Kirstin. Vielleicht halfen ihr die Worte etwas, aber das Survivor Syndrom, von dem sie in diesem Moment wahrscheinlich erdrückt wurde, konnte ihr auch Kommissarin Mara nicht nehmen. Denn nur durch einen winzigen Zufall, nur dadurch, dass es zwischen ihr und Kirstin in gerade eben dieser und nicht in einer anderen Nacht gefunkt hatte, war sie noch am Leben. Mir war dieser Schmerz nicht fremd. Immerhin saß ich hier am Tisch. Nicht Sarah.

»Kommissarin Mara...?«

»Janet ist okay, Alina.«

»Janet, als sie vor ein paar Wochen wegen Herrn Conrad bei uns im Kurs waren, da hatten sie gesagt, dass auch Herr Conrad seinen Mörder sehr gut gekannt haben musste. Auch er hatte ihn doch ganz früh morgens in seine Wohnung gelassen. Denken sie, dass es Parallelen zwischen den beiden Fällen gibt?«

Kommissarin Mara atmete aus, schaute einen Moment verlegen auf das Display ihres Smartphones und überlegte wahrscheinlich, was sie uns sagen durfte und was nicht.

»Vielleicht, Alina. Aber auch wirklich nur vielleicht. Interpretiere bitte erst einmal nichts in die Tatsache, dass ich beide Fälle bearbeite. Das ist reiner Zufall. Ich war einfach immer nur die Nächste, die man auf der Bereitschaftsliste erreicht hatte. Aber ja, und da möchte ich dich nicht anlügen oder mich herausreden, es gibt definitiv Parallelen. Und die werde ich mir gleich morgen früh noch einmal sehr genau ansehen.«

»Und die Sache mit Lex? Ich meine, wissen sie, dass ein Freund von uns ebenfalls vor ein paar Wochen ermordet wurde?«, fragte Kirstin, die einen Arm um Christina gelegt hatte und damit beschäftigt war, ihrer eigentlich nicht mehr anwesenden Freundin halt zu geben.

»Das weiß ich seit heute Abend. Christinas Onkel hat mich nach meiner Ankunft gleich beiseite gezogen und mir gesagt, was ihr sonst noch alles habt durchmachen müssen und dass es in dem Fall von Herrn Ronnberger ebenfalls nach einem brutalen Mord aussieht. Ich möchte aber jetzt auf gar keinen Fall über eine Verbindung mutmaßen – das wäre nicht professionell – allerdings werde ich mich so schnell wie möglich mit meinen Kollegen in Dornbach in Verbindung setzen und sie bitten, mir Kopien der Akten zukommen zu lassen. Zumindest das halte ich für gerechtfertigt.«

Wir nickten und ich nippte an den Resten meines zweiten KiBas, den mir der Kellner anscheinend

irgendwann gebracht hatte und ich die letzten Minuten über getrunken haben musste.

»Gut, dann sollten wir für heute Abend Schluss machen. Ich fahre euch nach Hause. Dann muss das nicht Christinas Onkel machen. Ich denke aber, dass ich mich im Laufe der nächsten Tage noch einmal bei euch melden werde.«

»Kannst du bitte noch bleiben?«, fragte Christina ihre Freundin.

»Natürlich«, antwortete Kirstin, nachdem sie Kommissarin Mara kurz fragend angesehen hatte.

Wir brachten Kirstin und Christina noch zurück in das Hotelzimmer. Dann führte mich Kommissarin Mara zu ihrem Dienstwagen, der zum Glück nicht als Polizeiwagen zu erkennen gewesen war, und fuhr mich nach Hause.

HERKUNFT

••••

»Dein Vater ist Ausbilder bei der Bundeswehr?«, fragte mich Kommissarin Mara, nachdem sie vor unserem Haus gehalten und den Motor abgestellt hatte.

»Hm-hm. Bei der Luftwaffe. Er ist Ausbildungsleiter für das Eurofighter-Programm.«

»An dem neuen Stützpunkt, den sie vor eineinhalb Jahren eröffnet haben?«

»Ja. Deshalb sind wir nach der Beförderung meines Vaters auch hierher gezogen.«

»Das muss eine ganz schöne Umstellung für dich gewesen sein.«

»Ja, das war es, aber ich hätte für die Oberstufe ohnehin auf eine neue Schule wechseln müssen. Außerdem hat es in der Geschichte meiner Familie noch viel heftigere Umzüge gegeben. Meine Urgroßmutter ist ein paar Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs mit ihrem Mann nach Deutschland gezogen. Der wurde Anfang 1940 als Soldat nach London geschickt, hatte aber zum Glück schon damals verstanden, was für einer bösen Macht er dienen musste und dass Kooperation mit dem sogenannten Feind dann auch alles andere als Vaterlandsverrat gewesen war. Trotzdem gab es leider auch lange nach Kriegsende auf beiden Seiten immer wieder Leute, die die Ehe der beiden nicht guthießen. War denen aber zum Glück egal, sonst gäbe es meinen Vater und mich ja gar nicht.«

»Dann hast du britische Wurzeln.«

»Ja, aber nur aus dieser einen Linie, soviel ich weiß. Trotzdem hat mein Vater die Tradition beibehalten, der ältesten Tochter der Familie immer einen Vornamen zu geben, der mit einem ›A‹ beginnt und sie mit Zweitnamen ›Emilie‹ zu nennen. Das geht dann wohl auf meine Ur-Urgroßmutter zurück. Die muss eine unglaubliche Frau gewesen sein.«

»Aber du denkst, dass du bis zu deinem Abitur hier wohnen wirst und auch auf dem Stauffenberg die Prüfungen ablegen kannst?«

»Definitiv. Papa hat bei seinen Vorgesetzten klargestellt, dass er sich während der nächsten drei Jahre auf gar keinen Fall versetzen lassen wird. Er denkt, dass das klargeht und wir sogar noch eine ganze Weile länger hier wohnen bleiben werden.«

»Okay. Das ist gut zu wissen. Vielleicht werde ich auch einmal mit ihm sprechen.«

»Sie meinen, falls sie zu dem Schluss kommen, dass Ben, Kirstin, Christina und ich in Gefahr schweben und noch jemand mit etwas Hintergrund auf uns aufpassen muss.«

Kommissarin Mara nickte.

Ich wollte aussteigen, hatte die Beifahrertür schon halb geöffnet, aber eine schreckliche Frage brannte in mir. »Janet. Sie hatten uns gesagt, dass Tiffany ohne Vorwarnung niedergeschlagen wurde. War es dann für sie vorbei? Ich meine, hat sie wenigstens nicht mehr mitbekommen, was mit ihr gemacht wurde?«

Kommissarin Maras Augen sahen mich traurig an. Sie sagte nichts, aber das reichte mir als Antwort. Ich stieg schließlich aus, ging stumm zur Wohnungstür und reimte mir erst sehr viel später zusammen, dass mich

Mama und Papa an der Tür empfangen und auf mein Zimmer gebracht hatten.

NAVIGATION

....

Ich hatte mir niemals Gedanken darüber gemacht, ob es bestimmte Zahlen gab, die eine besondere Bedeutung für mich hatten. Hatte ich eine Lieblingszahl? Hatte ich eine Unglückszahl? Ich glaube nicht. Aber jetzt begann ich, die 3 zu hassen, denn die wirbelte in meinem Kopf herum und schrie *HERR CONRAD – LEX – TIFFY, HERR CONRAD – LEX – TIFFY, HERR CONRAD – LEX – TIFFY*. Sie schrie die Namen von drei Menschen, die ich weiter um mich herum haben wollte, von denen ich mich aber bei drei Beerdigungen für immer verabschieden musste.

Zur Schule wurde ich jetzt morgens immer von meinem Vater gefahren und nachmittags meist von meiner Mutter oder auch mal von einem von Papas Kollegen wieder nach Hause gebracht. Das war ein nicht verhandelbares Arrangement, über das sich Papa und Ben nach einem kurzen Blickaustausch einig gewesen waren.

Im Unterricht befand ich mich in einem kontinuierlichen Wachkoma. Dass ich keine Hausaufgaben mehr machte, oft meinen Kopf in meinen Armen vergrub und dabei meine Tränen auf die Tischplatte tropfen ließ, ließen meine Lehrer geschehen. Keiner ermahnte mich. Sie sorgten eher dafür, dass mir meine Mitschüler ihre Mitschriften kopierten oder sie legten mir teilweise sogar ihre eigenen Skripte in meinen Schulrucksack. Das war wohl alles zwischen der Schulpsychologin und meinen Eltern abgesprochen, aber natürlich wusste ich, dass das nicht auf ewig so

weitergehen durfte und dass ich mich eher früher als später wieder zurück in das Leben phasen musste.

»Heute. Jetzt gleich«, flüsterte ich deshalb am Ende der zweiten Woche Ben, Kirstin und Christina zu; und da Frau Dörfler zu ahnen schien, was wir vorhatten, lies sie uns gehen.



Vielleicht war es kosmisches Schicksal, dass die Gräber von Lex und Tiffy direkt nebeneinanderlagen – vielleicht auch nicht. Trotzdem war es ein ganz, ganz kleiner Trost, denn so blieb uns wenigstens erspart, wählen zu müssen, wen wir zuerst besuchten.

Wir blickten auf die Grabsteine und fassten uns an den Händen. Erst einmal sagte niemand etwas, dann aber begann Ben überraschend gefasst mit Lex zu sprechen. »Wir vier, Lex, wir werden zusammenhalten. Wir werden euch nicht vergessen. Niemals!«

»Und wir werden für immer Freunde bleiben«, versprach dann Christina Tiffy.



Schweigend, aber dennoch mit dem Gefühl in uns, dass wir wieder so etwas wie eine Perspektive für unser Leben wahrnehmen konnten, gingen wir zum Ausgang des Friedhofs. Kurz bevor wir ihn erreicht hatten, spürte ich einen inneren Sog. Er ließ mich langsamer werden. Er

drängte sich in meine Sinne und übernahm die Kontrolle über meine Aufmerksamkeit. Was da geschah, das war ohne Zweifel invasiv, aber ich hatte trotzdem nicht den Eindruck, dass ich von etwas Gemeinem oder gar Bösartigem erfasst worden war. Nein, es war wirklich anders. Das, was ich auf einmal in mir spürte, das hörte sich vielmehr wie die Stimme der besten Freundin an. Die Art von bester Freundin, die einen packt und in die Eisdiele zerrt, wenn man gerade von seinem Freund betrogen und sitzen gelassen wurde.

Nur ging es hier nicht um Liebeskummer, denn nachdem meine Augen wieder ihren Fokus gefunden hatten, verstand ich, wohin mich dieser Sog geführt hatte. Zu Sarah. Ich stand vor ihrem Grab und blickte auf die Inschrift ihres Grabsteins. Ich war noch nie zuvor hier gewesen. Als Sarah beerdigt worden war, hatte ich noch im Krankenhaus gelegen und danach hatte ich mich nie getraut, hierher zu kommen. Aber nun war es soweit. Hier musste ich noch durch, wenn ich wieder ein Recht auf eine Zukunft haben wollte.

»Könnt ihr bitte schon einmal vorgehen?«, bat ich meine Freunde. »Ich brauche noch einen Moment.«

Ben schaute mich kurz fragend an, aber dann verstand er, worauf ich blickte. »Lass dir alle Zeit, die du brauchst, Alina. Wir warten draußen auf dich.«

»Danke«, antwortete ich tonlos und kniete mich vor das Grab, nachdem meine Freunde gegangen waren. »Es ... es tut mir so leid, Sarah, und ganz egal, was die anderen sagen, es ist meine Schuld und ... und eigentlich müsste ich hier liegen und nicht du. Ich wünsche mir so sehr, dass ich dir das persönlich sagen könnte, aber ... aber wir werden uns niemals treffen können. Niemals in

die Augen sehen. Niemals miteinander reden. Das ist nicht fair. Bitte verzeih mir, Sarah. Bitte verzeih mir.«

MANÖVER

....

Damit sie sich keine Sorgen machen mussten, hatte ich meinen Eltern gesimst, dass wir nach der Schule auf den Friedhof gehen würden, aber gleich nachdem ich durch das Ausgangstor gegangen war, sah ich den Dienstwagen meines Vaters auf dem Parkplatz stehen. Er war bereits ausgestiegen und unterhielt sich mit meinen Freunden. Ich wusste nicht, ob es wegen des Umwegs jetzt ein besorgtes Donnerwetter geben würde, aber Papa gab gleich Entwarnung.

»Alles okay«, sagte er. »Ich habe vorhin im Büro einen Anruf von Kommissarin Mara bekommen. Sie möchte gerne noch einmal mit euch sprechen. Robert war so nett, die Theorie für mich zu übernehmen, also konnte ich ihr vorschlagen, sich in einer halben Stunde bei uns zu treffen. Meine Frau hat auch schon euren Eltern Bescheid gesagt. Die sind einverstanden und ich fahre euch selbstverständlich nachher nach Hause.«

....

Als wir zu Hause ankamen, sahen wir Kommissarin Mara in ihrem Dienstwagen sitzen, den sie vor unserer Haustür geparkt hatte. Nach einer kurzen Begrüßung gingen wir rein. Im Flur zögerte Papa für einen Moment, blickte dabei ins Wohnzimmer, bat uns dann aber in sein Arbeitszimmer.

Während er dort erst einmal eine Mappe mit Dingen, die mit Sicherheit niemanden von uns etwas angingen, aus seiner Tasche zippte, sie in den Tresor legte und dessen Tür anschließend wieder klackklackend ins Schloss schnappen lies, nahmen wir an seinem anthrazitfarbenen Besprechungstisch Platz. Dann ging Papa aus dem Zimmer und kam zwei Minuten später mit einem mit Gläsern und Getränken beladenen Tablett wieder zurück. Er tauschte kurz einen Blick mit Kommissarin Mara aus, aber mir war schon vorher klar gewesen, was er damit bezweckt hatte, uns in sein Arbeitszimmer und nicht in das weniger geheime Wohnzimmer zu führen: Dieser Raum hier, der war Papas Kommandozentrale. Er unterlag seiner alleinigen Verantwortung und Befehlsgewalt, und Papa wusste natürlich ganz genau, dass ihm Kommissarin Mara die wortlos ausgesprochene Bitte, bei diesem Gespräch mit dabei zu sein, nicht abschlagen würde. Ich meine hier drin, da konnte er uns doch nicht mal einfach so alleine lassen. Das war aus Sicherheitsgründen vollkommen ausgeschlossen. So einen verantwortungslosen Leichtsinn würde ganz schnell die Verteidigungsministerin mitkriegen und dann garantiert eine ganze Menge Ärger machen. Papa vielleicht sogar zur Strafe zwingen, anschließend mein Taschengeld zu erhöhen oder so.

Aber egal. Wie ich erwartet hatte, verstand und akzeptierte Kommissarin Mara das Spiel. Vielleicht lächelte sie sogar leicht verschmitzt, als sich Papa zum Schluss noch mit einem Stift und einem Notizblock bewaffnete und sich mit aller Selbstverständlichkeit dieser Welt zum Protokollanten erklärte.

»Ich habe mich heute Morgen noch einmal mit der Profilerin zusammengesetzt, die wir speziell für diesen Fall angefordert haben«, begann Kommissarin Mara. »Sie konnte leider eine meiner Befürchtungen nicht zerstreuen. Sie musste sie vielmehr bestätigen.«

»Dass es zwischen den Morden an Tiffany und Herrn Conrad einen Zusammenhang gibt?«, fragte Ben.

»Leider ja. Und vielleicht müssen wir sogar noch eine weitere Verbindung ziehen und viel weiter zurück in die Vergangenheit gehen, als uns allen lieb ist. Unsere Profilerin hält es für eine sehr realistische Möglichkeit, dass die beiden Morde in Zusammenhang mit der Geiselnahme am Graf-Stauffenberg-Gymnasium stehen.«

»Aber du hattest mir doch im Krankenhaus erzählt, dass nicht nur Sarahs Mörder, sondern auch alle seine Mittäter neutra- ... dass keiner von denen mehr am Leben ist!«, griff ich meinen Vater an, der aber bereits Kommissarin Mara kritisch anschaute. Eins war klar. Sollte jetzt herauskommen, dass uns damals Informationen vorenthalten worden waren, dann würde Kommissarin Mara sich gleich auf eines der leisesten, aber auch auf eines der unangenehmsten Gespräche ihrer Laufbahn einstellen müssen.

»Gibt es da vielleicht noch einen offenen Punkt, über den wir vor einem Jahr nicht informiert worden sind?«, fragte Papa Kommissarin Mara sachlich. Sehr, sehr sachlich.

»Nein, Herr Sommer, wirklich nicht. Bevor ich sie vorhin angerufen habe, habe ich zur Sicherheit noch einmal die Protokolle der Zeugenaussagen auf Unstimmigkeiten überprüft. Im Besonderen, was die Anzahl der Täter angeht. Aber da gibt es zum Glück keine Widersprüche. Die fünf Männer, die euch als

Geiseln genommen haben, die wurden alle von der GSG 9 ausgeschaltet. Wir sind uns auch sehr sicher, dass es keine sechste Person gibt, die das Verbrechen im Hintergrund mitgeplant hat und später übersehen wurde und unerkannt geblieben ist.

»Dann können sie uns also weiterhin mit Sicherheit bestätigen, dass niemand mehr am Leben ist, der an der Durchführung der Geiselnahme beteiligt war?«

»Ja, das können wir. Aber natürlich hatten die Täter Freunde und Verwandte. Drei hatten zum Beispiel Geschwister und zwei lebten in einer festen Beziehung.«

»Von wie vielen Menschen sprechen wir hier?«

»Von einem Kreis von 12 Personen. Wir haben damals natürlich alle ausführlich befragt. Nicht, weil wir eine Mittäterschaft für möglich hielten, sondern weil wir uns durch die Gespräche mehr Hintergrundinformationen über die Motivation und den sozialen Hintergrund der Geiselnahme erhofft hatten.«

»Und sie denken nun, dass jemand aus diesem Freundes- und Bekanntenkreis damit begonnen hat, auf eine kranke Art Rache zu nehmen?«

»Das wäre zumindest möglich. Wir haben zwar damals niemanden aus dem Umfeld der Täter psychologisch untersuchen lassen, aber rein von der Konstitution her wäre eine eingeschränkte Auswahl von sieben Personen sehr wahrscheinlich in der Lage gewesen, die Morde an Herrn Conrad und an Tiffany Schneider zu begehen. Wir treffen deshalb gerade Vorbereitungen, genau diese sieben Personen zu observieren und ihre Alibis zu prü-...«

»300 Meter und drei Minuten«, unterbrach Papa Kommissarin Mara und legte seine Visitenkarte neben ihr Glas.

»300 Meter und drei Minuten?«

»Sie können alle Persönlichkeitsrechte dieser Menschen wahren, ich möchte deren Identitäten nicht kennen und ich möchte sie auf gar keinen Fall in einen dienstlichen Konflikt bringen, Kommissarin Mara, aber wenn einer von denen diesem Haus hier, einer Wohnung von Alinas Freunden oder dem Graf-Stauffenberg-Gymnasium näher als 300 Meter kommt und dort ohne erkennbaren Grund länger als drei Minuten verweilt, dann definiere ich dieses Szenario als Gefahr im Verzug und möchte umgehend ein Foto des Verdächtigen mit seinem genauen Standort an meine E-Mail.«

»Sie wissen, dass ich das nicht tun darf, Herr Sommer.«

»Die E-Mail-Adresse ist zertifiziert. Das Passwort ist statistisch. Nur ich habe die Kennung. Die wird auch nicht weitergegeben, wenn ich auf Dienstreise bin, in Urlaub fahre oder krank werden sollte. Aber natürlich habe ich Verständnis dafür, wenn sie zu ihrer eigenen Absicherung erst einmal das Ergebnis meiner Sicherheitsüberprüfung anfordern möchten.«

»Zu deren ausführlichen Details wahrscheinlich nicht einmal meine Vorgesetzten Zugang haben«, antwortete Kommissarin Mara und begann wieder, an dem Display ihres Smartphones herumzuspielen. Aha! Da hatten wir also ein kleines Verhaltensmuster. »Okay«, sagte sie schließlich. »Aber ich bin ihre einzige Schnittstelle. Ich möchte da auf keinen Fall einen meiner Kollegen mit hereinziehen. Und sie müssen mir versprechen, dass sie...«

»Dass ich mich mit Ausnahme von Gefahr im Verzug vollständig aus den Ermittlungen heraushalte, ist selbstverständlich«, beendete Papa schließlich das

Thema, allerdings nicht ohne uns noch einmal anzusehen und zu signalisieren, dass das alles unter uns bleiben sollte.

»Gut, gibt es denn von ihrer Seite aus noch Punkte, die sie ansprechen möchten?«, fragte Kommissarin Mara schließlich. Sie klang jetzt recht bestimmt und zielorientiert. Wahrscheinlich wollte sie einfach nur noch zügig die Runde auflösen, bevor mein Vater mit weiteren, ähem, interessanten Vorschlägen kam.

»Ja ... nein«, antworte Christina. »Also es, ... der Wohnungsschlüssel, den wir gesucht hatten. Er ist wieder aufgetaucht.«

»Wo?«

»Schon vor ein paar Tagen. Kirstin und ich hatten bei Alina übernachtet. Ich hatte es in dem Hotelzimmer einfach nicht mehr ausgehalten. Als wir uns dann am nächsten Morgen in die Schule aufgemacht haben, hat was in meiner Jackentasche geklackert. Da habe ich es bemerkt. In ihr war eine Naht geplatzt und da war der Schlüssel reingerutscht. Ich ... ich hatte ihn also schon die ganze Zeit über bei mir gehabt, ohne es zu wissen. Das tut mir leid, denn das hat ja einiges an Hektik verursacht, aber wenigstens habe ich den Schlüssel noch gefunden, bevor der Schlüsseldienst bei uns ein neues Schloss eingebaut hat. Da wollte sich nämlich gerade Alina drum kümmern, weil mein Onkel dann doch noch so viel anderes um die Ohren hatte. Wir hatten Alina gegenüber dem Schlüsseldienst sogar schon mit einer Vollmacht für alles ausgestattet.«

»Danke. Das freut mich, zu hören. Und mach dir keine Sorgen, Christina, dass du den Schlüssel erst jetzt gefunden hast. Das ist mir lieber, als dass wir uns weiter Gedanken darüber machen müssen, ob jemand weiterhin

Zugang zu eurer Wohnung hat oder nicht. Aber passt bitte trotzdem alle auf euch auf und geht im Dunklen nicht mehr alleine irgendwo hin.«

ROUTINE

....

Stück, für Stück, für Stück phasten wir uns zurück in unser Leben. Wir nahmen wieder aktiv am Unterricht teil, wir wurden von den Lehrern mit immer weniger Nachsicht behandelt und auch Kirstin und Christina wurden in der Klasse zumindest von den meisten als ein ganz normales Schülerpärchen akzeptiert.

Aber einige Dinge blieben speziell. Die Idee, zum Beispiel, Freitag abends um 18:00 Uhr erst in die Pizzeria und dann anschließend noch in die 20:00 Uhr Vorstellung ins Kino zu gehen, die fand keiner mehr gut. Also änderten wir hier einfach den Plan. Drehten ihn um und verlegten ihn nach vorne: Ins Kino in die 17:00 Uhr Vorstellung, danach in die Pizzeria, um dann deutlich vor 21:00 Uhr wieder zu Hause zu sein.

Bei all diesen Aktionen sprachen sich unsere Eltern ab und sorgten dafür, dass wir immer gefahren wurden. Falls Ben einmal die Rolle des Chauffeurs übernahm, ließen wir uns nicht aus den Augen, wenn wir jemanden zu Hause absetzten, und fuhren erst dann wieder weiter, nachdem wir die *'Alles in Ordnung. Bin sicher oben in der Wohnung angekommen'*-SMS erhalten hatten.

Und? War das lästig? War das nervig, seinen Eltern so auf die Minute genau seine Freizeitplanung offenzulegen? Klar war es das, aber jeder von uns wusste, dass wir dieses Spiel mitspielen mussten und letzten Endes auch mitspielen wollten. Es ging einfach nicht mehr anders – genau wie an diesem Abend, als Ben

vor Christinas Wohnung hielt, um sie und Kirstin abzusetzen.

»Danke«, sagte Christina beim Aussteigen und lief mit Kirstin zur Eingangstür des Mietshauses. Ihre Mutter kam ihr entgegen. Sie trug bereits ihre Flugbegleiteruniform und stieg mit einem kleinen hypermodisch-/funktionellen Kofferdingi in das vor uns wartende Taxi ein. Also machte auch sie wieder die ersten Schritte zurück in die Normalität. Eine Normalität, in der ihr vor nur wenigen Wochen die Rolle der alleinerziehenden Mutter eines Einzelkindes brutal aufgenötigt worden war.

»Alles in Ordnung?«, fragte Ben, als er den Motor wieder anließ.

»Ja, nur das Übliche«, antwortete ich und wir beide wussten, was mit 'das Übliche' gemeint war: Nämlich dass ich seit Wochen immer hundemüde und teilweise mit starkem Muskelkater aufwachte – und dass obwohl ich in der Regel jetzt nachts mindestens neun bis zehn Stunden am Stück schlief. Meine Therapeutin meinte, dass das alles normal sei und sie hatte mir ein pflanzliches Beruhigungsmittel zum Einschlafen empfohlen. Ich nahm es, war mir aber nicht sicher, ob es mir wirklich half.



»Also Morgen, Museum?«, fragte Ben, nachdem wir bei mir angekommen waren und er mit der Präzision einer Apollo Mission auf den Millimeter genau vor meiner Haustüre gehalten hatte.

»Du musst nicht mit«, antwortete ich, da er die Verzweiflung in seiner Stimme dann doch nicht so ganz verbergen konnte. »Ich kann auch sehr gerne alleine mit meiner Mutter gehen.«

»Ich möchte aber.«

»Okay, dann holen wir dich um 15:00 Uhr ab. Und das nächste Mal sind die Autos oder die Dinos dran. Ist versprochen!«

»Hm-hm«, nickte er und hielt meine Hand. Früher hätten wir uns jetzt wahrscheinlich zum Abschied geküsst, aber so weit waren wir noch nicht. So weit war die Normalität dann doch noch nicht in unser Leben zurückgekehrt. Aber auch hier hofften wir beide auf die heilende Macht der Zeit.

Ich stieg aus dem Wagen aus, ging in unser Haus und – nachdem ich meinen Eltern signalisiert hatte, dass ich wieder da war – hoch auf mein Zimmer.

Dort schlug sofort die Müdigkeit wie ein Hammer auf mich ein. Ich nahm mein Beruhigungsmittel, machte mich bettfertig und ließ mein Bewusstsein in der mir nur zu gut bekannten Dunkelheit versinken.

ESKALATION

....

Gut gelaunt rissen mich ein paar kurze Takte eines Ellie Goulding Songs aus dem Schlaf. Das war mein SMS-Sound. Mit halb geschlossenen Augen, die das Licht noch nicht vertrugen, das sich in sie hereinbohrte, griff ich nach meinem Smartphone.

Autsch!, tat mir der Arm weh! So schlimm war mein Muskelkater beim Aufwachen schon lange nicht mehr gewesen. Außerdem hatte ich einen leichten Ätzeruch in der Nase. Keine Ahnung, was meine innere Chemie, die anscheinend auch immer mehr am Durchdrehen war, da in meine Blutbahn gepumpt hatte.

Normal war das auf jeden Fall nicht, was da alles mit meinem Körper vor sich ging. Da durfte ich mir nichts mehr vormachen und beschloss, schleunigst dem Rat meiner Therapeutin zu folgen und einen Neurologen aufzusuchen.

Ellie Goulding zwitscherte noch einmal aus dem Lautsprecher und erinnerte mich an die SMS-Nachricht, die mir jemand gesimst hatte. Ich drück-/wischte den Sperrschirm zur Seite und blickte auf das freigeschaltete Display meines Smartphones. Wow! Es war 09:30 Uhr. Ich hatte also mehr als elf Stunden geschlafen. Trotzdem fühlte ich mich halb tot.

Ganz anders schien es allerdings weiterhin Ellie Goulding zu gehen, denn das Icon im Nachrichtenmenü zeigte mir, dass die blonde Britin bereits seit mehr als fünf Stunden versucht hatte, im Zehnminutentakt auf sich aufmerksam zu machen. Die SMS, die der Anlass für

ihr fröhliches Trällern war, hatte nämlich jemand bereits um 04:30 Uhr abgeschickt.

Begleitet von einem unguuten Gefühl navigierte ich mich zu den empfangenen Nachrichten und öffnete die SM-, nein!, die MMS, die ich erhalten hatte.

Meine Eltern sagten mir später, dass sogar unsere Nachbarn meine Schreie gehört hätten.

ZWANG

....

Der leichte Druck, den ich an meinem Arm spürte, war mir mittlerweile nur zu gut bekannt. Ein Pflaster an meiner Haut arretierte eine Nadel, die über eine meiner Venen eine Flüssigkeit in meinen Blutkreislauf tropfen ließ. Anfangs brannte das immer ein bisschen kühl vor sich hin, aber irgendwann verschwand auch dieses Gefühl. Dennoch war mir klar, dass falls ich es jetzt schaffen sollte, die Augen zu öffnen, ich auf eine weiße Wand blicken würde. Die kam dann auch langsam zum Vorschein und diesmal gesellte sich sogar noch eine schwarze Wanduhr in der Mitte meines Blickfelds mit dazu. Das war richtig gut, denn so hatte ich einen kontrastreichen Fixpunkt vor mir, auf den ich mich konzentrieren und dadurch meine Übelkeit bekämpfen konnte. Auch sagte mir der nach vorne schreitende Sekundenzeiger, dass das Leben Tick für Tick für Tick weiterging.

Leider hatte die Uhr keine Anzeige für das Datum, und auch wenn ich mittlerweile klar erkennen konnte, dass ihr kleiner Zeiger auf der »Sieben« stand, fehlte ihr ein Vormittags-/Nachmittags-Marker. Also wusste ich zwar, wo ich war, aber nicht, wann ich war.

»Alina?« Hörte ich die Stimme meiner Mutter fragen. Langsam, ganz, ganz langsam – auch hierin hatte ich mittlerweile mehr Übung als mir lieb war – drehte ich meinen Kopf zur Seite und sah sie an. Sah in ihre Augen. Papa saß neben ihr und hinten an der Wand lehnten Ben und Kommissarin Mara, die etwas von 'dann hole ich

jetzt mal den Arzt' murmelte, aufstand und das Zimmer verließ.

»Was? ... Mama? ... Papa? ... Wie lange?«

»Fast 36 Stunden, Alina.«

36 Stunden. Also war es bereits Sonntagabend. Wieder einmal hatte ich fast zwei Tage meines Lebens verloren. Meine Gedanken versuchten, zu dem Moment zurückzukehren, der mich hierher geschleudert hatte. Aber da war erst einmal nichts. Ich erinnerte mich zwar an meinen Schrei, wusste aber wirklich nicht mehr, weshalb ich überhaupt geschrien hatte? Was war der Auslöser dafür gewesen? Ich versuchte, die Dunkelheit hinter mir zu durchbrechen, aber es gelang mir nicht. Da war eine Blockade in meinem Kopf, die mich keine Zehntelsekunde weiter nach hinten blicken ließ. Mehr als eine nur viel zu unscharfe Erinnerung an das, was genau geschehen war, ließ sie nicht zu – und das war sicherlich gut so.

Ich schaute Ben an. Er lehnte immer noch an der Wand. Er war übermüdet. Vollkommen übermüdet. Seine Augen waren rot verquollen. Er hatte geweint. Lange, lange geweint. Und nun begann auch die Blockade in meinem Bewusstsein, ihren großzügigen Schutz zu verlieren. Das in die MMS eingebettete Bild, das ich auf meinem Smartphone gesehen hatte, kehrte in meine Erinnerung zurück und bohrte sich Pixel für Pixel in meine Synapsen. Mit aller Schärfe. Mit aller Brutalität. Mit aller Grausamkeit.

Mir würde übel. Ich spürte einen Brechreiz und drehte mich zur Seite, aber es kam nichts. Anscheinend hatte ich das bereits erledigt.

Ich drehte mich wieder zurück und schaute meine Eltern an. Sie schauten mich an. »Kirstin und Christina?«

Vorsichtig trafen sich die Blicke meiner Eltern und ebenso vorsichtig nickten sie sich zu. Mein Vater drehte sich kurz nach hinten und schaute zu Ben. Er verstand, nahm seinen Stuhl und setzte sich neben mich.

Niemand mehr musste meine Frage beantworten. Der Blick meiner Mutter signalisierte mir die grausame Bestätigung: Kirstin und Christina konnten jetzt wieder den lieben langen Tag mit Lex und Tiffy herumalbern.

»Das Bild. Die MMS. Die hat mir der Täter geschickt, nachdem er ... oder?«

»Ja«, sagte mein Vater. »Von Christinas Handy aus. Das Gerät ist jetzt bei der Polizei, aber Kommissarin Mara hat vor zwei Stunden einen Anruf erhalten, dass uns das nicht wirklich weiterbringt. Es sind anscheinend nur Christinas, Kirstins und deine Fingerabdrücke drauf. Die Spurensicherung hat auch dein Handy mitgenommen. Vielleicht kann man dort im Protokoll noch etwas zurückverfolgen. Ben kannte dein Passwort und Kommissarin Mara hat deine privaten Daten online gesichert, aber ich denke, dass du das Gerät ohnehin nicht wiederhaben möchtest.«

Ich widersprach nicht. Schüttelte bestätigend den Kopf und hoffte, dass selbst falls es die Polizei eines Tages freigeben sollte, Papa es unauffällig verschwinden lassen und für immer aus der Welt schaffen würde. Im Triebwerk eines Eurofighters verbrennen oder so.

Dann stellte ich die Frage, deren Antwort ich nicht hören wollte. »Was genau ist passiert?«

Schweigen.

»Ich ... ich möchte es nicht wissen, aber ich muss. Kirstin und Christina waren meine Freundinnen und ich will es jetzt lieber von euch hören, als später einmal von

Kerlen wie dem Grassner unter die Nase gerieben zu bekommen.«

Was dann folgte, war trotz der Einfühlsamkeit meiner Eltern und der Sachlichkeit von Kommissarin Mara ein unerträglicher Prozess. Aber es musste sein. Es gab keinen anderen Weg. Nur so konnte ich begreifen, woran wir waren und mit was für einer Bestie wir es zu tun hatten.

Der Täter hatte sich in der Nacht von Freitag auf Samstag Zugang zu Christinas Wohnung verschafft. Nein, er war nicht eingebrochen. Genau das machte alles noch einmal so viel beunruhigender. So wie es aussah, war er im Besitz eines Schlüssels gewesen, hat einfach die Tür aufgeschlossen und ist geradewegs in Christinas Schlafzimmer gegangen. Während Kirstin und Christina noch geschlafen haben, hat er ihre Hände mit Klebeband an die Bettkante gefesselt und sie anschließend geweckt. Dann hat ... dann hat er noch eine Weile mit ihnen gespielt. Hat jeder von beiden vier Fingernägel gezogen, Dinge getan, und sie schließlich dadurch ermordet, dass er sie eine halbe Flasche Toilettenreiniger hat schlucken lassen. Das Ergebnis hat er mit Christinas Smartphone in allen Details fotografiert, mir im Voraus eins der Bilder als MMS geschickt und mit dem Rest noch meinen E-Mail-Account zugemüllt.

Kommissarin Mara meinte am Schluss, dass sogar in diesem perversen Wahnsinn noch eine Sache hervorstach, die ihr seltsam vorkam. Kirstin und Christina hatten erstaunlich wenig Abschürfungen an den Handgelenken, so als ob die beiden sich erst einmal nicht gewehrt, sondern eine ganze Weile versucht hätten, mit dem Täter zu reden und den Kerl zur Vernunft zu bringen. Aber das machte alles nur noch so viel

beunruhigender, denn jetzt lag auch hier die Vermutung nahe, dass Kirstin und Christina ihren Mörder sehr gut gekannt hatten, wodurch nun niemand mehr daran glaubte, dass es sich bei dem Täter um einen Verwandten oder einen Bekannten der Geiselnnehmer von damals handelte.

Das Monster war uns also so viel näher, als wir bisher gedacht hatten.

MASSNAHMEN

....

Ich blieb noch bis zum späten Morgen des kommenden Tages im Krankenhaus. Dann holte mich mein Vater mit Dienstwagen und in Uniform ab. Er trug seine Waffe. Anscheinend hatte auch die Krankenhaussecurity ihn nicht dazu bringen können, sie abzulegen.

Obwohl wir Montag bis 15:00 Uhr Schule hatten, war Ben bei ihm. Er hatte wohl Frau Dörfler einfach nur gesagt, dass er mich jetzt zusammen mit meinem Vater aus dem Krankenhaus abholen würde.

Auf dem Parkplatz des Krankenhauses stieg ich vorne in den Dienstwagen meines Vaters ein. Er verriegelte sofort die Tür, aber wir fuhren noch nicht los. Vielmehr hielt Papa seinen codierten Funkschlüssel an das Handschuhfach, nahm eine Ledermappe heraus und öffnete sie.

»Ich habe hier ein paar Sachen für dich«, begann mein Vater und drückte mir ein nagelneu glänzendes Smartphone in die Hand. »Dieses Modell habe ich nach Rücksprache mit einem Kollegen von der Inneren Sicherheit heute Morgen im Zentrum gekauft. Es hat einen Dual-Sim-Slot und ich habe bei zwei verschiedenen Netzbetreibern separate Verträge für eine Flatrate abgeschlossen. Damit ist die Gefahr gering, dass du dich irgendwo aufhältst, wo du kein Netz hast. Auf dem Gerät ist mittlerweile auch eine App installiert, die normalerweise auf Privathandys nichts zu suchen hat. Es ist im Prinzip eine passive Spracherkennung, die unsichtbar im Hintergrund auf Stand-by mitläuft, die

aber einen SMS-Notruf mit deiner aktuellen GPS-Position sendet, wenn du COBRA NEUN ROSEBUD sagst.«

»COBRA NEUN ROSEBUD? Echt jetzt? Das ist nicht dein Ernst!«

»Es sollte etwas sein, das einem tagsüber nicht mal einfach so aus Versehen rausrutscht. Alina, ich weiß, dass ich hier eine Art von Überwachung starte, zu der Väter keinerlei Recht haben, aber...«

»Aber es ist okay, Papa. Ich mag es nicht. Und ich will dieses blöde Unmögliche-Mission-Smartphone nicht, aber ich weiß, dass es mir im Ernstfall helfen und vielleicht sogar mein Leben retten kann. Also werde ich es immer dabei haben und auch gleich heute Nachmittag an meine Stimme gewöhnen. Ist versprochen.«

»Okay, dann ist hier noch eine auf deinen Namen ausgestellte Taxicard für dich. Ich möchte nämlich auf gar keinen Fall, dass du alleine unterwegs bist. Falls dich Helena, oder ich, oder auch Ben nicht fahren kann, dann rufst du dir einen Wagen und zeigst dem Fahrer die Karte. Über die läuft nach einer PIN-Prüfung anschließend die komplette Abrechnung. Alles inklusive. Auch das Trinkgeld. Und ganz egal was es kostet, Alina, mach das bitte.«

»Geht klar.«

»Und zum Schluss habe ich nicht nur etwas für dich, sondern auch noch etwas für Benjamin. Na ja, für euch beide. Der Bruder einer meiner Flugschüler unterrichtet Selbstverteidigung. Ihr bekommt ein Intensivprogramm. Eins, das einen darauf vorbereitet, einen wesentlich stärkeren Gegner zwar nicht dauerhaft außer Gefecht zu setzen, ihn aber zumindest so zu überraschen, dass man eine gute Chance hat, ihm zu entkommen. Ich habe deswegen auch schon mit deinen

Eltern gesprochen, Benjamin. Sie sind einverstanden. Der Kurs beginnt morgen Nachmittag. Vorher wird sich der Trainer aber noch mit deiner Ärztin in Verbindung setzen, Alina, um abzustimmen, was man dir im Moment zumuten kann. Ich habe ihn nämlich gebeten, euch an eure Grenzen zu führen.«

»Vielen Dank«, sagte Ben.

»Papa?«, fragte ich auf einmal. »Kann Ben heute Nacht bei mir schlafen? Auf der Couch in der Ecke.«

»Natürlich«, sagte mein Vater – und die unbekümmerte Leichtigkeit, mit der er zustimmte, dass das erste Mal in meinem Leben ein Junge auf meinem Zimmer übernachten würde, machte mir so viel mehr als alles andere deutlich, wie bedrohlich er die Situation einstufte: Er fürchtete um mein Leben.

DÄMMERUNG

....

So hatte ich mir Bens erste Übernachtung bei mir nicht vorgestellt. Unbeholfen, vollkommen unbeholfen richtete ich die Couch in meinem Zimmer her: Überzog sie mit einem Bettuch, platzierte ein Kissen am Kopfende, und vergrub das Meisterwerk erst einmal unter einer Bettdecke. Dankenswerterweise hatte Mama nicht darauf bestanden, mir zu helfen.

Mit einem unsicheren Blick stellte Ben seine Sporttasche ab, holte Zahnbürste, Deo und Rasierzeug heraus, und legte die Sachen vor den Spiegel in meinem Bad, das durch eine einfache Schiebetür direkt mit meinem Zimmer verbunden und somit wirklich ganz alleine meins war.

»Kann ich kurz an dein Notebook und dir etwas zeigen?«, fragte Ben und lenkte damit netterweise von all den komischen Dingen ab, die gerade durch meinen Kopf schossen.

»Klar.«

Ben klappte mein Notebook auf und startete es. Dann holte er eine Pappschachtel aus seiner Tasche heraus und öffnete sie. »Das hier ist meine USB-Kamera. Ich weiß nicht, aber was hältst du davon, wenn wir sie heute Nacht von innen auf die Zimmertür richten und sie im 5-Sekunden-Takt Bilder machen lassen. Ich kann die Kamera dann so einrichten, dass die von ihr aufgenommenen Bilder direkt in den NAS-Speicher eures WLAN-Routers übertragen werden. Falls was Komisches

passiert, während wir schlafen, können wir uns das morgen früh ansehen.«

Falls was Komisches passiert, vibrierte Bens Satz in meinen Gedanken. Und ja, natürlich war mir schon klar, was dieser Satz in Wirklichkeit bedeutete: Falls heute Nacht jemand reinkommt und uns umbringt, dann können sich unsere Eltern und die Polizei das morgen früh ansehen. Dann wissen zumindest die, wer der Täter war.

»Ja, mach das«, antwortete ich schließlich und wusste nicht, was schräger war. Bens Vorschlag oder die Selbstverständlichkeit, mit der ich zustimmte.

BEGEGNUNG

....

Es war wie jeden Morgen. Ich war dabei aufzuwachen und fühlte mich hundeeelend, so als ob ich die ganze Nacht über durchgemacht hätte. Diesmal war es aber besonders schlimm. Meine Hand tat mir weh, mein Oberkörper fühlte sich feucht und klitschig an, alles um mich herum roch irgendwie unangenehm metallisch, und zu allem Überfluss bildete ich mir auch noch ein, die Stimme von Kommissarin Mara zu hören, die mir in einem kühl-formellen ›ich mache hier jetzt wirklich keinen Spaß‹-Ton sagte, dass ich, Alina Emilie Sommer, wegen Mordes an Benjamin Erdmann verhaftet sei.

Okay! Das war's! Ich wurde sauer. So richtig sauer. Und ich wünschte ihn zur Hölle, diesen miesen Albtraum, der in meinem Schlaf Kommissarin Mara in mein Zimmer gejagt hatte und mich wegen Mordes an Ben verhaften ließ. Aber egal. Ja! Vollkommen egal, denn in ein paar Augenblicken würde ich schweißgebadet aufwachen und ... WEGEN MORDES AN BEN!

Ich riss die Augen auf. Adrenalin und was auch immer schoss durch meinen Körper. Licht blendete mich. Alle Rollos waren oben und ich konnte mehrere Personen in meinem Zimmer erkennen: Kommissarin Mara, die neben meinem Bett stand; eine Polizistin in Uniform, die auf meine Mutter einredete; ein Mann, der an meinem Notebook herumfuhrwerkte und irgendwie so aussah, als ob er mit Brechreiz zu kämpfen hätte; mein Vater, der im Türrahmen stand und sich mit jemandem unterhielt.

Ich kannte diesen Mann. Das war Herr Langfels, der Anwalt meines Vaters.

Was ich... ? Ich rutschte leicht zurück und richtete mich auf. Lehnte mich mit dem Rücken an das Kopfende meines Betts. Zog meine Bettdecke schützend hoch. Umklammerte sie ganz, ganz fest.

Meine Augen schossen zu der Couch in meinem Zimmer. Sie war leer. SIE WAR LEER! Der Bettbezug war weg und ich sah in Kopfhöhe einen dunklen Fleck im braunen Stoff durchschimmern.

Und Ben? Ben war nicht mehr da. BEN WAR NICHT MEHR DA!

Etwas lag in der Luft. Etwas stand bevor. Keiner sagte mehr ein Wort oder beachtete mich. Der Mann, der sich mit meinem Notebook beschäftigt hatte, winkte meinen Vater und Herrn Langfels zu sich. Als sie neben ihm standen, drückte er die Space-Taste und ein Video wurde abgespielt.

Kommissarin Mara zuckte. Sie stellte sich vor mich. Für einen Moment funkelten ihre Augen wütend zwischen dem Bildschirm meines Notebooks und dem Mann, der gerade das Video gestartet hatte, hin und her. Er schaute erschrocken hoch und wollte anscheinend noch einmal die Space-Taste drücken, um die Wiedergabe wieder abubrechen, dann aber nickte Kommissarin Mara dem Mann zu und gab mir den Blick auf den Bildschirm meines Notebooks frei. Sie hatte sich entschieden. Was auch immer es war, ich sollte es sehen.

Das Video zeigte erst einmal nur ein statisches Standbild meiner Zimmertür. Das war so zu erwarten gewesen. Ben hatte ja gesagt, dass die Kamera im 5-Sekunden-Takt Einzelbilder machen würde. Dann aber zuckte das Bild leicht. Es wurde flüssiger. Ja, jemand

hatte anscheinend die USB-Kamera von Einzelbildaufnahme in den Modus für Videoaufzeichnung geschaltet.

Das Blickfeld der Kamera wurde zur Seite gedreht. Ein Gesicht erschien in dem Video. Es ... es war mein Gesicht. Mein Gesicht erschien dort in dem Video, das gerade auf meinem Notebook abgespielt wurde. War ich heute Nacht aufgestanden und hatte mir an der USB-Kamera zu schaffen gemacht? Anscheinend, wie man gerade klar und deutlich erkennen konnte. Aber trotzdem stimmte etwas nicht. Etwas stimmte nicht mit meinen Augen. Das leicht smaragdgrüne Schimmern, auf das ich egal wie unverdient irgendwie immer ein bisschen stolz war, war verschwunden. Stattdessen brannte dort der blanke Hass. Aber der war nicht meiner. Das war nicht ich. Das war nicht möglich.

»Dann wollen wir die Show doch mal festhalten«, hörte ich trotzdem meine eigene Stimme in die Kamera sagen und aus den Lautsprechern meines Notebooks tönen.

Meine überdimensionale Handfläche erschien auf dem Bildschirm und verdeckte die Linse der Kamera. Alles wackelte und schwamm, dann fokussierte das Video schließlich auf den Nachttisch neben meinem Bett. Erneute Ruhe, aber einen Moment später lief ich grinsend durch das Bild. Bei meinem Bett angekommen bückte ich mich, griff mit meiner Hand unter meinen Nachttisch und löste etwas ab, das dort anscheinend mit einem Klebeband versteckt worden war. Schließlich hielt ich meine Beute mit stolzem Triumph in meinen Gesichtszügen in das Blickfeld der Kamera. Jeder sollte sehen, was ich da hervorgeholt hatte. Es war ein Schlüssel. Eine Kopie des Schlüssels zu Christinas

Wohnung. Was? Wieso der Schlüssel? Ich hatte ihn doch gar nicht... . Den hatte ich doch nie gehabt! Oder?

Ich verschwand wieder aus dem Blickfeld. Erneut vibrierte das Bild, während ich die USB-Kamera anscheinend noch einmal um vielleicht 90 Grad zu Seite schwenkte. Mir wurde übel. Das Video zeigte nun in Großaufnahme, wie Ben friedlich auf der Couch in meinem Zimmer schlief.

Wie ein Geist aus einem japanischen Horrorfilm – und mit einer ähnlich modischen Frisur – erschien ich wieder im Bild des Videos. Ich ging auf Ben zu und kniete mich neben ihn. Meine linke Hand näherte sich seinem Gesicht und presste sich ruckartig auf seine Nase und seinen Mund. Ben riss die Augen auf. Er schaute mich verwirrt an und schien nicht gleich zu verstehen, dass er keine Luft mehr bekam. Ich erhöhte den Druck und krallte die Spitzen meiner anthrazitfarbenen lackierten Fingernägel tief in seine Haut. Sie verschwanden. Ich genoss es.

Nun richtete ich mich wieder auf und brachte den Schlüssel, den ich vor wenigen Augenblicken unter meinem Nachttisch hervorgeholt hatte, mit meiner rechten Hand in Position und rammte ihn Ben ins Auge. Sein Körper zuckte. Ich lächelte. Ich erhöhte den Druck und erstickte jeden seiner Schreie im Keim.

Mein Zeigefinger spannte sich an. Dosierte fein den Druck und ließ den Schlüssel tiefer und tiefer in Bens Auge hineingleiten. Bens Körper verbog sich unkontrolliert, aber erst nachdem der komplette Schlüssel und zwei Drittel meines Zeigefingers in Bens Augenhöhle verschwunden waren, erlosch alle Bewegung. Ben, mein Freund, war tot. Ich hatte ihn ermordet. Das Video, das da vor unseren Augen auf

meinem Notebook abgespielt wurde, war der Beweis dafür: Ich war eine geistesgestörte Mörderin.

Ich schaute zu Kommissarin Mara. Ihr Blick war eiskalt. Er war geformt von emotionsloser Wut. Wahrscheinlich verstieß es gegen irgendwelche Vorschriften, dass auch ich das Video zu Gesicht bekam, aber sie schien diese Tortur für eine angebrachte Form einer ersten Bestrafung zu halten. Ich denke, sie hatte recht.

Kommissarin Maras Gesichtszüge veränderten sich. Mit einer Schärfe, die keinen Widerspruch zuließ, sah sie erst meinen Vater, dann Herrn Langfels und zuletzt den Mann an, der das Video an meinem Notebook gestartet hatte. Schließlich blickte sie zur Tür. Die Botschaft war klar. *Raus mit euch!* Die drei Männer verstanden und verließen den Raum. Das Video lief aber noch weiter. Es war anscheinend noch nicht vorbei.

Erneut zerschmolz das Bild der Aufzeichnung zu wackelnden Schlieren. Schließlich kam es auf der Spiegelfront meines Kleiderschranks zur Ruhe. Ja, ich schien heute Nacht wirklich gewollt zu haben, dass alle meine Aktionen stets aus dem besten Blickwinkel heraus für die Nachwelt konserviert werden.

Das Video zeigte, wie ich mich vor die Spiegelfront meines Kleiderschranks stellte und mich auszog. Mich vollständig auszog! Ich ließ meine Augen über meinen Körper fahren. Gierig. So abscheulich gierig. »Wie ich das vermissen werde«, sagte ich in einem Tonfall, der nicht nur mich, sondern auch Kommissarin Mara und die weiterhin anwesende uniformierte Polizistin, die sich mittlerweile hauptsächlich um meine auf dem Sofa zusammengebrochene Mutter kümmerte, erschrecken ließ.

Auf dem Rest des Videos war schließlich zu sehen, wie ich mich wieder anzog und aus dem Blickfeld der Kamera verschwand. Aus den Geräuschen, die jetzt noch aus den Lautsprechern meines Notebooks kamen, konnte man schließen, dass ich – die eiskalte Mörderin – mich wieder schlafen gelegt hatte.

Stille. Keine Bewegung mehr. Es war vorbei. Das Video lief zwar noch einen Moment weiter, zeigte aber nichts weiter als die Spiegelfront meines Kleiderschranks. Wortlos ging Kommissarin Mara zu meinem Notebook, drückte die Space-Taste und klappte es zu. Sie wiederholte den Satz, dass ich wegen des Mordes an Ben und auch wegen des dringenden Verdachts der Morde an Tiffany, Kirstin und Christina verhaftet sei. Sie schüttelte den Kopf und ging auf mich zu. »Kommen sie bitte mit.«

Ich rutschte noch ein Stück in meinem Bett nach hinten, so als ob mich die drei Millimeter, die ich dadurch gewann, hätten retten können. Mein Blick wanderte unter meine Bettdecke und erst jetzt verstand ich, was das Klitschige war, das ich seit dem Aufwachen an meinem Körper gespürt hatte. Es war Blut. Mein Nachthemd war voll mit Blut. Mit Bens Blut. Mit dem Blut meines Freundes, den ich ermordet hatte.

»Darf ich bitte vorher noch duschen und mir etwas Frisches anziehen?«

»Das können sie auf dem Revier erledigen.«

»Bitte. Sie können sich gerne mein Badezimmer ansehen. Es ist direkt mit diesem Zimmer hier verbunden. Es hat keine Fenster und auch keinen zweiten Zugang. Sie kommen wirklich nur durch diese Tür da hinten rein und wieder raus. Ich kann nicht weglaufen.«

Kommissarin Mara gab ihrer uniformierten Kollegin ein Zeichen. Diese stand auf, ging in das Badezimmer und kam kurze Zeit später mit Bens Rasierklingen und dem Gürtel meines Bademantels wieder heraus. »Sauber«, gab sie Kommissarin Mara zu verstehen.

»Gut. Sie haben 15 Minuten. Aber sie werden die Tür angelehnt lassen. Und falls ich dort drinnen irgendetwas hören sollte, das ich nicht mag, und sie mir dann nicht umgehend eine Antwort geben, die mir gefällt, dann werde ich sie da rausholen – ganz egal ob ohne Publikum oder mit. Haben sie das verstanden, Frau Sommer?«

»Ja, danke«, antwortete ich, stützte mich an meiner Matratze hoch und lief Richtung Kleiderschrank. Fast angeekelt machte mir Kommissarin Mara Platz.

Es spielte keine Rolle, was ich aus den Fächern zog. Strümpfe, Unterwäsche, einen Pullover und die Jeans, die ich eh nicht leiden konnte. Es war mir vollkommen egal. Es sollte einfach nur frisch und sauber sein. Dann ging ich ins Bad, zog die Tür hinter mir zu, ließ sie aber wie ausgemacht angelehnt. »15 Minuten«, erinnerte mich Kommissarin Mara.

Ich hörte noch weitere Stimmen. Anscheinend war mein Vater wieder zurück in meinem Zimmer. Ich verstand aber nur Fetzen von dem, was gesagt wurde. ›Wie lange?‹, fragte Papa.

›Ich glaube nicht, dass ihre Tochter auch nur einen Tag in einem Gefängnis verbringen wird, aber Ärzte werden sich eine sehr, sehr lange Zeit um Alina kümmern müssen, Herr Sommer‹, antwortete ihm Kommissarin Mara. Sie hatte sicher recht.

Ich legte meine frische Kleidung auf den Deckel des Wäschekorbs, zog mein Nachthemd aus und war bereit, im Spiegel in mein Gesicht zu blicken. In das Gesicht einer Mörderin.

Doch dazu kam es nicht. Im Spiegel sah ich Sarah. Ich schaute in ihre Augen, nicht in meine.

ERFÜLLUNG

....

Was? Ich? Ich trete einen Schritt zurück. Das kann nicht Das kann doch nicht sein! Sarah wurde vor mehr als einem Jahr erschossen. Ich war dabei. Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen. Sarah ist tot!

Und ich? Ich bin doch Alina. Ich bin nicht das Mädchen, das ich da in dem Spiegel sehe. Ich bin nicht Sarah. Ich will das nicht. Ich will nicht sie sein. Und ich will auch keine Mörderin sein, sondern einfach nur Alina. Die war ich doch schon immer. Von Anfang an. Die ganze Zeit über. Oder?

»Ganz ruhig, Alina«, sagte Sarah zu mir. »Du drehst nicht durch. Und keine Angst. Kommissarin Mara kann mich nicht hören. Nur du kannst es. Aber antworte mir bitte am besten erst einmal nicht. Das würde sie misstrauisch machen. Nicke einfach nur oder schüttele den Kopf.«

Ich nickte.

»Okay. Erst einmal das Allerwichtigste in Kurzfassung. Du hast keine Schuld an meinem Tod. Ich mache dir keinerlei Vorwürfe. Also darfst du dir auch keine mehr machen, Alina, ganz egal was dir dieser Wahnsinnige da vor einem Jahr einreden wollte. Denn Trance war es. Er war derjenige, der abgedrückt hat. Nicht du. Dich trifft wirklich keinerlei Schuld. Aber da ist noch so viel mehr, das du verstehen musst, denn ganz egal wie all das hier aussieht und was du eben alles in dem Video gesehen hast, du hast weder den Verstand

verloren, noch hast du die Morde begangen. Auch das war Trance.«

Meine Lippen formten ein lautloses ›aber‹.

»Vor einem Jahr, Alina, ich ... ich hatte damals zuerst gar nicht so richtig begriffen, was gerade geschehen war. Klar, ich hatte für eine Sekunde wahnsinnige Angst und tierische Schmerzen gehabt. Ich hatte bisher noch nie in meinem Leben solche Schmerzen gespürt. Sie zerrissen mich. Sie verbrannten jede einzelne Zelle in meinem Körper. Aber dann? Dann fühlte sich auf einmal alles wieder so richtig normal an, sodass ich für einen Moment gedacht hatte, dass ich im Unterricht einfach nur in einen Sekundenschlaf gefallen sei und als Strafe diesen miesen kleinen Albtraum bekommen hätte. Aber als mich Trance weiter anschrie und ich ... und ich durch deine Augen mit ansehen musste, wie ich tot nach hinten kippte, da verstand ich, was geschehen war: Mein Bewusstsein, Alina, das ist nach meinem Tod irgendwie in dich eingedrungen. Ja, ich war auf einmal bei dir. In dir drin. Ich wurde ein Teil von dir und ich konnte alles sehen, fühlen und hören, was auch du sahst, fühltest und hörtest. Na ja, nur ehe ich mir so richtig Gedanken darüber machen konnte, wie ich dich auf mich aufmerksam machen könnte, da hatte dieser widerwärtige Psychopath seine Pistole auch schon an deine Schläfe gepresst. Aber dann tat es Schläge. Ich wurde nach unten gedrückt und begriff schnell, was nun geschehen war. Du hattest einen zweiten Untermieter bekommen. Ich war nicht mehr alleine in dir drin. Auch das Bewusstsein von Trance hat sich in deinen Körper gedrängt, nachdem die GSG 9 ihn erledigt hatte. Nur war Trance nach seiner Ankunft leider gleich im Vorteil und ich musste sehr schnell die Regeln dieses grausamen

Spiels verstehen. Dadurch, dass Trance nach mir hereingekommen war, hatte er die volle Kontrolle. Ich habe zwar immer noch alles mitbekommen, was du erlebt hast, aber Trance konnte verhindern, dass ich mich dir so zeige, wie ich mich dir jetzt gerade eben zeige. Und glaube mir, Alina, ich habe es versucht. Ich habe es Tag für Tag versucht, aber Trance ließ mich nicht durch. Und das richtig Üble war dann noch, dass er selbst sofort den Dreh raus hatte, wie er sich vor dir verstecken konnte. Er hatte die Macht, zu verhindern, dass du ihn in dir sehen konntest. Du warst ihm und seiner Wut schutzlos ausgeliefert. Du hattest keine Chance, Alina. Keine Chance.«

Ich schaute weiter mein Spiegelbild, nein, ich schaute weiter mein Spiegelbild an, das aussah wie Sarah und das wirres Zeug redete. Aber zumindest wurde mir so eine Sache ganz schnell klar: Ich hatte wirklich komplett den Verstand verloren. Ich war übergeschnappt. Total übergeschnappt. Daran bestand nun kein Zweifel mehr und es war deshalb auch die einzig richtige Option, mich aus dem Verkehr zu ziehen. Was auch immer Kommissarin Mara jetzt mit mir vorhatte, ich würde es mitmachen. Anstandslos. Ohne jeden Widerstand. Mein Leben war vorbei.

Allerdings dachte ich mir auch, dass es nicht noch mehr Schaden anrichten würde, wenn ich dieses irre Spiel mitspielte und mich durch den Spiegel vor mir noch eine Weile mit dieser personifizierten Wahnvorstellung meiner Fantasie unterhielt. Vielleicht könnte mir das am Ende ja sogar helfen, den Irrsinn, der in mir vorging, eines Tages zu verstehen. Also faltete ich meine Handflächen zusammen, legte sie auf meine linke Wange, drehte meinen Kopf schräg zur Seite und schloss

für einen kurzen Moment die Augen. Ich hoffte, dass Sarah es schaffen würde, diese Geste zu decodieren.

»Müde? Schlaf?«, rätselte Sarah, nachdem ich meine Augen wieder geöffnet hatte. »Na klar! Schlaf! Ja, genau! Das ist der Schlüssel! Dein Schlaf, Alina, der war sein temporäres Tor in die Freiheit. Tagsüber konnte Trance dir nichts anhaben. Da konnte er dich nur beobachten. Aber sobald du schiefst, konnte er die Kontrolle über deinen Körper übernehmen. Nicht sofort. Nicht gleich. Er hat fast ein ganzes Jahr lang trainiert. Ist immer wieder aufgestanden, in deinem Zimmer auf- und abgegangen und hat ... nein, du willst jetzt nicht wirklich wissen, was er alles vorm Spiegel gemacht hat.«

Ich nickte. Da hatte Sarah recht. Davon hatte ich vor ein paar Minuten in dem gezeigten Video eine Geschmacksprobe bekommen, die wahrscheinlich noch bis zum Ende meines Lebens einen Brechreiz in mir auslösen würde. Aber irgendwie rüttelte mich das wach. Denn was, wenn an der Sache hier doch etwas dran war? Was, wenn ich in diesem Moment tatsächlich mithilfe meines Badezimmerspiegels mit Sarah redete, die zusammen mit Trance seit mehr als einem Jahr in meinem Körper gefangen war? Letzten Endes gab es nur eine Möglichkeit, die Wahrheit herauszufinden. Ich musste das Spiel weiterspielen. Viel zu verlieren, hatte ich ja nicht mehr. Man hatte mir bereits alles genommen. Allerdings gab es da eine ganz essenzielle Frage, die vorher noch geklärt werden musste.

Wo? Trance?, ließ ich meine Lippen formen.

»Er hat sich verzogen. Er hat deinen Körper verlassen. Ich konnte zwar nie direkt seine Gedanken lesen, aber ich konnte sie spüren. Und das hat mir gereicht. Trance macht dich für seinen Tod

verantwortlich und er wollte dich mit dieser Aktion so richtig reinreiten – was ihm ja auch voll und ganz gelungen ist. Aber trotzdem glaube ich nicht, dass alles verloren ist. Hier drinnen, in dir, da tickt zumindest für mich die Zeit etwas anders. Nicht ganz so linear. Ich meine, ich weiß schon, in welcher Reihenfolge die Dinge bisher alle geschehen sind, aber ich habe trotzdem oft das Gefühl, so vieles gleichzeitig zu erleben. Überall, nein, überwann zu sein. Verstehst du das? Zumindest ein bisschen?«

Ich nickte, und bezog mich dabei auf das ‘ein bisschen’.

»Und deshalb habe ich einen Plan. Einen Plan, Alina, mit dem wir beide zusammen dafür sorgen können, dass das alles hier niemals passieren wird. Aber dazu musst du mit mir auf eine Reise gehen und mir vertrauen. Ich brauche dein Vertrauen, Alina, sonst schaffe ich das nicht. Das geht nur zusammen mit dir«, sagte Sarah und presste mir ihre Handfläche von der Innenseite des Badezimmerspiegels entgegen.

Ich dachte nicht nach. Ich hob meine eigene Hand, drückte sie flach von der Außenseite gegen den Spiegel und brachte sie mit Sarahs Hand in Deckung. Zuerst spürte ich nur das kalt-feuchte Glas, dann Wärme und Vertrauen und ... Sog ... Wirbel ... bis ... *que*–...

TEIL III
»TOD IM KONTINUUM«

PASSIV

....

...-en.

Avril Lavigne! Der Alarm meines Smartphones klingelte. Ich wachte auf. Öffnete die Augen. Mühelos. Ganz ohne diese Quälerei der letzten Wochen.

Wo bin ich? Oder besser gefragt, wann bin ich?